
R·H·E·I·N·G·A·U F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



5. Jahrgang
1/1996

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Ideen für mehr Sicherheit



Weltweit

Als mittelständisches Unternehmen gehören wir weltweit zu den führenden Herstellern von Niederspannungsschaltgeräten und Verteilungen für die Elektrizitätsversorgung.

Wir entwickeln und fertigen Hoch- und Niederspannungssicherungen, Schalter, elektronische Meß- und Meldegeräte, Verteilungen sowie Verteiler- und Geräteschränke. Dabei stehen Aspekte der Sicherheit ganz vorn: Funktionssicherheit, Betriebssicherheit, Berührungssicherheit bei Montage und Wartung. Durch eine weitgehend mechanisierte, computergestützte Fertigung sichern wir Qualität zu vernünftigem Preis.

Sichern
Schalten
Verteilen



JEAN MÜLLER

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E.V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung:

Frau Birgit Kind, Am Rebenhang 69, 65391 Lorch,
Telefon (067 26) 508, Telefax (067 26) 9026

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E.V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 140.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (06722) 80 10

FREUNDENKREIS KLOSTER EBERBACH E.V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl 200.

Geschäftsführung:

Herr Günter Ringsdorf, Kloster Eberbach,
65346 Eltville, Telefon (06723) 42 28

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (06722) 80 10

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,
65366 Geisenheim, Telefon (06722) 508 43

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Georg Aug. Walter's Druckerei & Verlag GmbH
65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562
Telefon (061 23) 6 10 91-93; Telefax (061 23) 15 16

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 8,25 DM

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 31,50 DM

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 657 22 (BLZ 510 914 00)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31. 12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

Inhalt

Wilfried Dietz

Die Töpferei in Aulhausen – Teil II
(Fortsetzung)

2

Josef Staab

Ein Jubiläum an der Donau–
Der Rheingauer Weinkonvent gratuliert

11

Michael Wagner

Die Auswanderungswelle des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Familie Sadoni-Noll

14

Josef Roßkopf

Hallgartener „Wein- und Kapellenwanderweg“ – Ein historischer Lehrpfad

22

Elmar M. Lorey

Die Rheingauer Kinderschlacht von 1795 – Vom historischen Ereignis zum dünnen Moralstück

26

Buchbesprechungen

35

Anschriften der Autoren

Wilfried Dietz

Friedrichstraße 1, 65385 Rüdesheim

Dr. h.c. Josef Staab

Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Michael Wagner

Adolf-Kolping-Straße 8, 65375 Oestrich-Winkel

Dr. Josef Roßkopf

Eberbacher Straße 7, 65375 Oestrich-Winkel

Elmar M. Lorey

Fischergasse 7, 65396 Walluf

Dr. Werner Lauter

Fuchsgasse 8, 65385 Rüdesheim

Norbert Brühl

Rheinstraße 7, 65396 Walluf

Hinweis:

Die Originalfassung der „Rheingauer Kinderschlacht von 1795“ kann beim Herausgeber Elmar M. Lorey, Fischergasse 7, 65396 Walluf, bezogen werden.

Die Töpferei in Aulhausen

Teil II

Die Herstellung der Töpferware und die Holzversorgung

(Fortsetzung aus Heft 3/1995)

3. Die Herkunft des Tons

Im unmittelbaren Ortsbereich ist bis heute keine Tonfundstelle bekannt geworden. Stattdessen findet man in einer Karte des Klosterbesitzes von Marienhausen von 1708¹⁵ an der Stelle des heutigen Wäldchens („Tonwäldchen“) zwischen dem Marienhauser Schafhof und dem hinter dem Feld beginnenden Wald eine grubenähnliche Einzeichnung mit der Bezeichnung „Die Lettkaut“. Tatsächlich weisen alle Mitteilungen, die wir haben, auf diesen Bereich als wichtigsten Herkunftsort des Tones hin.¹⁶

Von dieser Tongrube existiert auch eine bergmännische Akte vom 10. 12. 1859, in der diese

Grube mit Namen „Steinkaute“ dem Hermann Anton Mittereg von Bingen belehnt wird (Nutzungsrecht seit 29. 11. 1858).¹⁷ Diese Belehnung berechtigt den Besitzer, dort Tonerde abzubauen und die dafür erforderlichen Maßnahmen zu treffen – unter Beachtung der bestehenden oder künftigen Bergbaugesetze. U. a. ist er „verpflichtet, vor Ergreifung des Betriebes einen Repräsentanten oder Grubenvorstand zu bestellen, der Bergbehörde einen Betriebsplan zur Genehmigung vorzulegen und einen Steiger und Schichtmeister zur Prüfung, Bestätigung und Verpflichtung vorzuschlagen“.¹⁸

Als weiteren Herkunftsort für Ton „im vorigen Jahrhundert“¹⁹ nennt Dr. Kümmerle „Ton



Abb. 5: Das Tonwäldchen heute. Blick vom Vincenzstift auf das zwischen Schafhof und Waldrand gelegene Tonwäldchen, ca. 200x 200 m groß.



Abb. 6: Tonwäldchen mit tiefen Gruben im Innern.



Abb. 7: Tonlagerstätten in der Aulhauser Gemarkung. Ausschnitt aus den Kartenblättern Presberg 5913/1956 und Bingen 6013/1966, beide 1:25 000, hier vergrößert.

vom Niederwald im Süden Aulhausens“. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist damit der Bereich zwischen „Sandallee“ und „Alter Wiese“ gemeint, den die älteren Aulhauser noch unter der Bezeichnung „Fuchsbau“ kennen.²⁰

Der heute noch zuweilen Tonprodukte herstellende Aulhauser Künstler A. Herrmann hat auch mit Tonmaterial aus dem Bereich „hinter der „Alten Wiese““ gute Ergebnisse erzielt.²¹

Ob die im 19. Jahrhundert geänderte Tonversorgung mit der Übernahme des traditionellen Tonwäldchens durch Herrn Mittereg aus Bingen (1858) in Zusammenhang steht, muß hier offen bleiben. Herr B. Retzel nennt auch noch die Gegend um den Hof Plixholz bei Nothgottes als Tonquelle²²

4. Die Herstellung der Tonware

Der Geologe E. Kümmerle hat sich auch mit der Tonbereitung befaßt.⁴⁺²⁴ Nach seinen Ausführungen⁴

enthielt der Brennton „reichlich Quarzsand, fein zerriebene Topfscherben („Schamotte“) und Braunstein. Während Quarz und Schamotte als ‚Magerungsmittel‘ dem Gefäß vor dem Brennen Standfestigkeit gaben und die Brennschwindung, die Schrumpfung beim Trocknen und Brennen, verringerten, wirkte der Braunstein (= Eisen und Manganerz,²⁴ Verf.) als ‚Flußmittel‘.^{25a} Er senkte die Sinteretemperatur des Tons, die Ullner kamen mit niedrigen Brenntemperaturen und damit weniger Holz aus.“ „Die ‚Ullner‘ zeigten sich also ausgesprochen ‚energiebewußt‘.“²⁴

Der Brennvorgang dauerte dann noch acht Stunden bei einer immer noch nötigen Temperatur von 900° C.⁴

Als Glasurart konstatiert Elzner^{25b} erst für die neueren Gefäße (Milchdippen und -kannen des 19. Jahrhunderts) eine Bleiglasur, für die „mittelalterliche Ware“ eine „Eisenengobe“.

A. Winter rekonstruiert aus den gefundenen Gefäßen auch einiges zur Arbeitsweise bei der Herstellung. „Die gefundenen Scherben zeigen nämlich ganz eindeutig, daß ihre zugehörigen Töpfe auf mittelalterlichen Handtöpferscheiben gefertigt wurden, was wiederum besagt, daß man vornehmlich die größeren Töpfe in ihrem Grundaufbau noch wülstete.“⁶

Neben den Brennöfen hatten auch die Formen der Gefäße aus Aulhausen große Ähnlichkeit mit denen von Düppenhausen⁴, wo die Töpferei allerdings schon im 16. Jahrhundert erloschen war.²⁶

5. Die Holzversorgung

5.1 Das Aulhauser Leben und die Holzversorgung im Kammerforst

Die Versorgung mit dem benötigten Holzmaterial erfolgte aus dem Kammerforst. Dieser dem Kurfürsten direkt gehörige Wald konnte von einigen Sonderberechtigten in – durch viele Forstordnungen – genau festgelegtem Umfang mitgenutzt werden. Die Aulhauser Töpfer durften ihr Holz aus dem Kammerforst jedoch nicht aus eigenem Recht holen, sondern, weil sie Lehnsleute der Brömser von Rüdeseim waren.²⁷ Dieses Lehen ist durch Lehnbrief seit 1464 bezeugt²⁸ und legt die Abgaben der Töpfer an die wiederum vom Mainzer Kurfürsten belehnten Brömser von

Rüdesheim fest, wofür dann aber auch für die Töpfer das Recht der Beholzigung im Kammerforst bestand. In der Erneuerung des Lehnbriefes von 1623 an Heinrich Brömser von Rüdesheim heißt es u.a.²⁹: „Were es auch, daß Ullner zu Ullenhäusern wohnten, als vor Zeiten gewohnt haben, die Tüppen oder Krüg machten, die sollen ihm von yglichem Rad ein Marck geben, und auch Krüg und Tüppen genug alle Hochzeit geben in sein Haus, und dieselbe Ullner sollen auch Recht haben, liegend windfällig und Haimbuchen Holz zu hauen in dem vorgeschriebenen Forst.“

Mit dem Aussterben der Brömser 1668³⁰ ging das „Brömserische Lehen“ über den Vitztum Friedrich von Greiffenclau auf die gräflich von Metternich'sche Familie über.³¹ So erscheint bereits bald nach 1668 in einem Mainzer Lehnbrief, der die Familie v. Metternich belehnt, das oben zitierte Recht des Bezugs an Geld und Geschirr von den Aulhauser Ullnern, jetzt mit dem Zusatz „wie es die Brömser von Rüdesheim jeder Zeit genützt und genossen haben“.³²

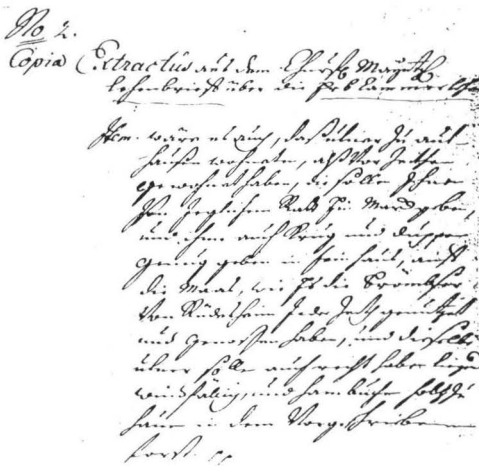


Abb. 8: Ausschnitt aus einem Lehnbrief um 1680, Fotokopie aus der Forstordnung von 1703, HHSTA/W. 102/340b.

No. 2.

Copia Extractus aus dem churf. Mayntz. Lehnbrief über die Erb Cammerlehen

Item wäre es auch, daß Ullner zu Aulhausen wohneten, alß vor Zeithen gewohnt haben, die sollen Ihme von jeglichem Radt eine Mark geben, und ihme auch Krüg und Düppen genug geben in sein Haus, auf die Maas,

wie es die Brömser von Rüdesheim jederzeit genutzt und genossen haben, und dieselbe Ullner sollen auch Recht haben liegend windfällig, und hainbuchen Holz zu hauen in dem vorgeschriebenen Forst.“³³

Trotz der Unterstützung, die die Aulhauser Häfner durch ihren mächtigen Lehnsherrn v. Metternich hatten, gestaltete sich die praktische Durchführung der Holzversorgung aus dem Kammerforst längst nicht so problemlos, wie man glauben möchte. So macht z. B. am 21. 7. 1745 der kurfürstliche Landschreiber Graf von Ingelheim aus Eltville die kurfürstliche Kammer in Mainz darauf aufmerksam, daß neben anderen, die durch Mitnutzung den Kammerforst schädigten, „auch der Herr Graf von Metternich kraft seines Lehnbriefs-extract vor die Aulhauser Häfner dergleichen Beholzigungsrecht sich zulegen will.“³⁴

5.2 Oberförster Clodhs Druckmaßnahmen gegen die Häfner (18. Jhd.)

Anlässlich einer Besichtigung (Visitation) des Kammerforsts unter Begleitung der beiden Saalmeister³⁵ aus Rüdesheim und Lorch und der zwei Förster des Kammerforsts stellt der Oberforstmeister v. Clodh am 6. Juni 1758 fest, daß – neben den Nonnen des Klosters Marienhausen und deren Hofleuten – die Aulhauser Häfner sich ihr Holz im Kammerforst selbst so „eigenmächtig anweisen, daß der schönste junge Wald ruinieret werden muß, wo doch ihnen nichts als Aspen und schlecht Abfäll Holz in der vorgeschriebenen Forstordnung gestattet wird.“³³ Auch scheint ihm der Anspruch der Aulhauser Häfner auf soviel Holz, „als sie zum Häfnersbrand nötig hätten“³³ ungläubhaft, „da hiezu eine sehr große Quantität Holzes erforderet würde.“³³ Zur Abhilfe rät er der Kammer dringend an, Saalmeister und Förster zu strengerer Aufsicht anzuhalten und ihnen ein verschärftes Strafregister zum Vorgehen gegen Waldfreverler an die Hand zu geben.

Als Reaktion auf den Visitationsbericht bestätigt die Landschreiberei³⁶ in Eltville, daß die Aulhauser Häfner in der Tat das von ihnen angeführte Recht (der Beholzigung im Kammerforst) hätten.³⁷ Diese Bestätigung des Beholzigungsrechts hält den Oberförster Clodh nicht davon ab, im November 1759 erneut nachzuhaken unter dem

Hinweis, daß „die zu Aulhausen befindlichen gräflich Metternichischen Häfner sich eben auch ohne Anweisung eine beträchtliche Anzahl Holz zu ihrem Topfenbrand nach Anzeig deren Jägern verbrauchen“³³; Aus diesem Grunde habe er die kurfürstliche Hofkammer gebeten, den Förstern genau mitzuteilen, „inwieweit sich die Gerechtigkeit (= das Recht zur Beholzigung, Verf.) deren bremsrischen Erben erstrecken tue ...“³³ Im April 1762 erfolgt anlässlich einer weiteren Waldvisitation³³ die erneute Klage, die Aulhauser Häfner holten sich nach wie vor ihr Brennholz eigenmächtig und ohne Anweisung. Die beiden Saalmeister (aus Rüdesheim und Lorch) rechtfertigten sich, daß sie ihren Auftrag zur Holzanweisung (der als Kontrollmaßnahme gegen mögliche Bestechungsversuche an den Förstern ergangen war) bisher nicht hätten wahrnehmen können, weil sie von den Holzberechtigten bisher nicht um eine Anweisung ersucht worden wären. Offenbar wollten die möglichen Antragssteller die mit der Aktivwerdung der Saalmeister verbundene Zahlung der täglichen Diäten umgehen. Auch habe der Graf von Metternich dem Rüdesheimer Saalmeister selbst mitgeteilt, er habe seine Hofleute (– darunter fallen auch die vom Gut Plixholz/Nothgottes –) beauftragt, sie „sollten Buchenholz unangewiesen“ abhauen.

5.3 Der Streitfall 1764

Diese gesamte Entwicklung, bei der auf der einen Seite von der kurfürstlichen Kammer Druck auf die Förster und Saalmeister gemacht wurde, den Holzverbrauch im Kammerforst einzudämmen, andererseits die Interessen der Aulhauser Häfner und des von ihnen profitierenden Grafen Metternich eine ungehinderte Holzversorgung aus dem Kammerforst verlangten, spitzte sich im Jahre 1764 zu einem größeren Streitfall zu.

Aufgrund verschiedener Beschwerden an die Mainzer Regierung ordnet diese in einem Schreiben an das Vizedomamt im Rheingau vom 3. März 1764 an, daß der Kammerforster Förster Conrad Daubert wegen totaler Unzuverlässigkeit entlassen und sofort zu vierzehntägiger Schanzarbeit arretiert wird.

Auch seinem Mitförster Johann Schafer wird in diesem Schreiben Bestechlichkeit in einem

Falle mit Niederheimbacher Bürgern vorgehalten, man beläßt es aber bei einer ersten Verwarnung und der Versetzung auf eine andere Stelle. Ebenfalls wird die sofortige Neueinstellung eines „forstverständigen Jägers“ verfügt.³⁸ Diesem solle von Anfang an strengstes Vorgehen gegen Waldfrevler abverlangt werden, ebenso aber auch die genaueste Kontrolle der Waldnutzung über die zum Holzerhalt Berechtigten.

Schon im Jahre 1761 hatten die beiden Förster über das Vizedomamt die Aulhauser Häfner wegen deren fortgesetzten Holzversorgung mit Eichbäumen ohne Anweisung mit je 2 Gulden Strafe belegt. Da diese Gelder im Jahre 1764 immer noch nicht bezahlt waren, wurde nun die Strafe vervierfacht und der 30. April 1764 als letzter Ablieferungstermin angesetzt. Andernfalls sollten die Häfner alle „executiert“³⁹ (vermutlich: Zwangseintreibung) werden. Diese für die Häfner bedrohliche Situation (– ein Gulden hatte zu dieser Zeit mindestens den Wert mehrerer hundert DM und stellte in dieser Zeit der starken Naturalwirtschaft einen großen Wert dar –) führte nun zu einer Reihe von Aktionen der mit dem Fall befaßten Stellen.

Noch im April wenden sich die Häfner selbst in einem Schreiben an den Grafen von Metternich mit der Bitte um Hilfe. Kraft des Lehens seien sie berechtigt, im Kammerforst „an Aspen, Seilweiden, Hainbuchen, Afterschlägen, liegend auch stehend Eichenholz – falls letzteres in Abgang, und zu nichts weiterem als zum Verbrennen mehr tauglich –“⁴⁰ sich zu beholzigen. Dies hätten sie jederzeit beachtet und könnten von niemandem eines verübten Schadens überführt werden.

Dagegen fahre das Kloster Eibingen jährlich 50–60 Klafter Aspenholz weg, so daß sogar das Kloster Marienhausen keines mehr finden könne. Da sei es nicht verwunderlich, wenn die Aulhauser Häfner kein Holz dieser Art mehr finden könnten, daß sie sich „nunmehr zu (-r, Verf.) Ausbrennung unserer Waren und Geschirre ... der ganz und gar abgängig eichenen Stumpfen“⁴⁰ bedienen, da doch das kraft Lehensbrief bestehende Beholzigungsrecht wohl nicht untersagt werde.

Die Häfner bitten seine reichsgräfliche Exzellenz, untertänigst dafür einzutreten, daß sie nicht

„so unschuldig und hart mit Geldbuße mögen gedrückt werden“.⁴⁰ Stattdessen solle man lieber die Förster genauer unter die Lupe nehmen. Diese verkauften ganze Eichenstämme, ließen Endpfähle in solchem Umfang arbeiten, daß die kürzlich vom Herrn Oberjägermeister abgeordnete Kommission im Beisein des Herrn Saalmeisters die Späne davon kniehoch liegend gesehen hätte. Durch die laufende Anschuldigung wollten wohl die Förster von ihrer eigenen Schuld ablenken „und ihre Schuld mit unserer Unschuld zu bedecken suchen“.⁴⁰

Im Mai 1764 wenden sich die Häfner erneut an den Grafen von Metternich und berichten, sie hätten in der Zwischenzeit einerseits zwar „mündlich gute Vertröstung“⁴⁰ erhalten, auf der anderen Seite aber würden die „andictierte (-n, Verf.) Strafen täglich vermehret“.⁴⁰ In Rechnung gestellt würden momentan von 1761–1764 (zu erlegen bis 22. Mai):⁴⁰

Franz Brech	40 Gulden
Andreas Retzel	32 Gulden
Johannes Beckmann wegen einem hohlen Stumpfen, da er doch von dem Jäger angewiesen war	24 Gulden
Catharina Boosin	16 Gulden
Kilian Weber	16 Gulden
Johannes Schäfer	16 Gulden
gesamt	144 Gulden

In dieser Lage wiederholen die Häfner ihre Bitte an den Grafen, sie beim Vizedomamt zu unterstützen, dieses an das bestehende Lehnrecht (Beholzigung im Kammerforst) zu erinnern und „nicht zuzugeben, daß wir so ganz unschuldig sollen in gänzlichen Ruin gesetzt werden“.⁴⁰

Auf diese beiden Aulhauer Schreiben hin wird nun auch der Amtmann des Grafen von Metternich aktiv und sendet ein Schreiben an die kurfürstliche Regierung. In diesem legt er den am 21. 2. 1752 erneuerten Lehnbrief vor, fügt die Aulhauser Schreiben bei und bittet, die Häfner „nicht allein von der ihnen vom Vizedomamt des Landes Rheingau angesetzten schweren Strafe zu entledigen, sondern“ daß man sie auch „bei dem ... Beholzigungsrechte kräftigst zu handhaben geruhen wolle ...“⁴⁰

In einem weiteren Aulhauser Schreiben, jetzt an die kurfürstliche Regierung, vom 16. 7. 1764³⁹ erinnern die Aulhauser Häfner an ihre Lehnrechte, für die ja immerhin jeder Häfnermeister jährlich im Herbst 2 Gulden, 20 Alb abgeben müsse. Der Saalmeister von Rüdesheim habe ihnen auch jederzeit das nötige Holz angewiesen. Als aber der neue kurfürstliche Jäger gekommen sei, habe der dem Saalmeister die Anweisung untersagt. Seitdem hätten sie oft nur deshalb brennen können, weil sie im Rüdesheimer Ostein'schen Hof eine Menge Späne hätten kaufen können.⁴¹

Der neue Jäger sei sogar soweit gegangen, daß er dem Mitmeister Franz Brech vor 14 Tagen beim Versuch, „einen hohlen und abgängigen Eichenstumpfen mit Pulver“³⁹ herauszusprenge, seine zwei Beile abgenommen habe.

Wegen all dieser Beschwerden bitten sie die kurfürstliche Regierung um die Anweisung, daß ab sofort wieder der Saalmeister das Holz anweise. „Wir getrösten uns um so mehr gnädiger Willfährung, als wir bekanntlich in dem ganzen Ort Häfner seind und einzig und allein von der Profession (= Beruf, Verf.) leben, durch längeren Zwiespalt aber wir solche nicht ordentlich treiben können, somit Schaden leiden müssen, ...“³⁹

Auf alle diese Schreiben hin um Stellungnahme gebeten, antworten nun die beiden Förster⁴², daß in den Aulhauser Schreiben viele „Schwänke und Lügen“³⁹ aufgeführt seien. So hätten die Saalmeister noch nie das Holz angewiesen. Vielmehr sei infolge der Anordnung des Oberförsters vor 6 oder 7 Jahren festgesetzt worden, daß Saalmeister und Förster gemeinsam das Holz anweisen sollten, was aber die Aulhauser Häfner nie davon abgehalten habe, sich eigenmächtig in möglichst bequem vom Ort aus zu erreichender Entfernung Eichenstämme zu besorgen.

Die Häfnerbeschwerde, sie hätten seit Ostern nicht brennen können, wenn sie nicht aus osteinischem Besitz genügend Späne gekauft hätten, sei ebenfalls unwahr. Vielmehr sei richtig, daß nur Johannes Schäfer und Anderes Retzel diese Späne gekauft hätten. Diese, von denen bekannt sei, daß sie die schönsten Bäume abhauen würden, hätten im Monat Mai Holz machen wollen. Nur

dieses sei ihnen untersagt worden. Die anderen 4 Häfner hätten jedoch keine Späne gekauft und seien bisher auch noch immer mit Holz aus dem Kammerforst versorgt worden. Die angebliche Pfändung der Äxte von Franz Blech gehe auf sein Holzmachen ohne Anweisung zurück. Die Angabe der Häfner schließlich, es gebe in dem Ort lauter Häfner, sei ebenfalls unrichtig, da es nur 6 Häfner im Ort gebe.

Zu diesem Schreiben der beiden Förster nimmt nun auch Oberförster Clodh am 6. 9. 1764 Stellung.³⁹ (Schreiben an die kurfürstliche Landesregierung) Das Beholzigungsverbot für den Monat Mai sei ganz korrekt von den Förstern verhängt, da „zu dieser Zeit die Waldungen zu ihrer Aufnahme geschlossen verbleiben müssen“.³⁹ Die gemeinsame Holzanweisung von Saalmeistern und Förstern entspreche ganz den Anweisungen der Hofkammer und seinen eigenen Anordnungen, weil die Saalmeister alleine zu sachkundig, die Förster alleine aber zu leicht zu bestechen seien. Er empfiehlt darum, den Häfnern eindringlichst „aufzugeben, sich bei Verlustigung ihrer Gerechtigkeit (= Holzrechte) nicht zu unterfangen, für sich eigenmächtig Holz in dem herrschaftlichen Forstwald abzuhauen, sondern jederzeit sich durch den Saalmeister und Förster anweisen zu lassen“.³⁹ Soweit die Ausführungen der verschiedenen Stellen.

Eine Entscheidung der Regierung läßt nun aber auf sich warten. Der Rheingauer Landschreiber Escherich mahnt eine solche am 16. 8. 1765 an. Offenbar haben aber in der Zwischenzeit die Aulhauser Häfner weiter „vieles eichenes abgängiges Holz“⁴³ aus dem Forst geholt, der aus dem Forst an den Landeshinterwald nach Gladbach versetzte Förster Mitteldorf habe ihnen ferner vor seiner Versetzung noch um die 30 Klafter Aspen-, Hainbuchen- und Eichenholz angewiesen, welches nun vorrätig stehe.

Im September 1765 erfolgt eine neue Beschwerde des Rüdeshheimer Saalmeisters Nebel, die Aulhauser Häfner hätten sich teilweise Eichenholz zum Brennen ihrer Töpfe geholt, was nicht erlaubt sei. Zur Rede gestellt, hätten sie geantwortet, der Förster Mitteldorf habe es ihnen angewiesen. Davon nun haben weder er, Nebel, noch der Saalmeister Perabo von Lorch etwas

gewußt. Sollten die Aulhauser mit ihrem Verbrauch so fortfahren, bedeute dies pro Jahr 100 und mehr Klafter Verlust für den Kammerforst. Weil die Landschreiberei in Eltville weder auf seinen schriftlichen Bericht noch auf seinen – bei einem eigens nach Eltville getanen Ritt – mündlichen Bericht reagiert habe, habe er sich verpflichtet gefühlt, nun direkt an die Mainzer Regierungskammer zu schreiben.

Am 17. April 1766 nun wird der Landschreiber Escherich erneut schriftlich bei der Kammer vorstellig, verweist darauf, daß die Aulhauser Rüggelder wegen eigenmächtiger Fällung abgängiger Bäume (Eichen) vom Jahr 1761 bisher ebensowenig bezahlt seien wie die mit Exekution belegte Rüggelderhöhung von 1764. Da auch für die von ihm für 1765 aufzustellende Übersicht über sämtliche ausständigen Rüggelder unklar sei, ob diese Aulhauser Gelder noch zu zahlen oder nicht mehr zu zahlen seien, bitte er um eine diesbezügliche Entscheidung, damit er seine 1765er Rechnung korrekt abschließen könne.

Diesem Schreiben fügt Escherich die Kopie der letzten vorläufigen Kammerentscheidung vom 25. Juni 1764 bei, aus der hervorgeht, daß die Kammer zu diesem Zeitpunkt die Entscheidung um weitere 3 Wochen verschieben wollte, wonach dann eine nähere Anweisung zugehe. Dieses ist aber offensichtlich bis April 1766 nicht erfolgt.

In einem Beschluß der Kammer vom 31. März 1767⁴⁴ wird dann von einer Bezahlung der Rüggelder nichts mehr erwähnt, wohl aber, daß der Landschreiber das geringwertige „After- und liegende Holz“⁴⁴ „an die im Forstwald berechtigten Aulhauser Häfner abgeben“⁴⁴ lassen solle. Diese Anweisung wird im übrigen damit begründet, daß so der Macherlohn und die Nutzung anderen Holzes erspart werden könnten. Letzteres weist darauf hin, daß die Art der Holznutzung der Häfner sich für Wald und Herrschaftskasse günstig auswirkten (da diese Nutzung des abgängigen Holzes wohl eine Art kostenloser Waldsäuberung darstellte).

5.4 Die Schlageinteilung von 1768/69 – Festsetzung von 96 Stecken als jahrzehntelanges Quantum der Aulhauser Häfner

Wohl im Zuge der geschilderten und weiterer Streitigkeiten⁴⁵, auch im Zusammenhang mit der



Abb. 9: Alter Töpfereibetrieb, Holzschnitt von Jost Ammann, 1668. Im Hintergrund wird Ton gegraben und ein Brennofen befeuert.

von Oberförster Clodh geforderten Absteinerung (= Grenzziehung) des Kammerforstes³³, kam es 1768/69 zu einer neuen Einteilung des Kammerforstes in 80 durchnummerierte „Schläge“ von je ca. 30–40 Morgen Größe durch den Landvermesser Trauttner.⁴⁶

Seit dieser Zeit wurde die Menge des für die Aulhauser Häfner vorgesehenen Holzes auf jährlich 96 „Stecken“⁴⁷ festgesetzt und in ganz bestimmten Schlägen zugeteilt.

Im Jahre 1784 beschwerten sich die Aulhauser Häfner, daß sie ihr Brennholz „allschon drei Jahre lang mit schweren Kosten aus so tiefen Teilen sehr weit“⁴⁸ beibringen mußten, das Holz sei in so „tiefem Tal gemacht worden, wo es unmöglich (sei, Verf.) solches hinweg zu bringen“⁴⁸, sie müßten aber den Macherlohn bezahlen, das Holz jetzt aber auf seinem Platz sitzen lassen. Da sie nun für dieses Jahr erneut in diesem Distrikt angewiesen werden sollten, bitten sie das Oberforstamt „untertänigst“ um die „hohe Gnad für uns, wie auch die Rücksicht auf unsere Weib und Kinder zu nehmen, und uns Häfner in einem Distrikt anzu-

weisen . . . wo es (das Holz, Verf.) könnte hinweg gebracht werden.“⁴⁸

Der Förster auf dem Kammerforst Mathias Roth teilt dazu mit, daß in der Tat das den Aulhausern im Schlag 52 zugewiesene Holz noch teilweise vom vorigen Jahr dasitze. Es könne mit keinem Fuhrwerk angefahren werden, die Häfner müßten deshalb das Holz Scheit für Scheit den Berg hinauftragen. Aber auch von dort sei es nur unter großen Kosten nach Hause zu bringen. Das Aspenholz in den Schlägen Nummer 53 und 54, die für 1784 vorgesehen seien, sei ebenso beschwerlich zu holen.

Der Rüdesheimer Amtskeller⁴⁹ Reuter bestätigt in einem Schreiben an die Hofkammer, daß in der Tat die für 1784 vorgesehenen Schläge so ungünstig liegen, daß die Häfner „hieraus ihres Beholzungsrechtes nebst der Auslag des hiervon zu zahlenden Holzmacherlohns verlustiget“⁴⁸ gingen. Dabei gebe es doch durchaus noch für die Versorgung über 10 Jahre hin besser gelegene Schläge. So empfiehlt er als bequemer zu erreichenden Schlag den mit der Nr. 30. Diesem Vorschlag des Amtskellers schließt sich eine kurfürstliche Waldvisitation an, so daß z. B. auch für 1787 die Aulhauser Häfner 96 Stecken aus den 20iger Schlägen⁵⁰, für 1788 das entsprechende Quantum aus den 30iger Schlägen erhalten.⁵⁰

Im Jahre 1795 kommt es zu einer ähnlich beklagenswerten Transportsituation, die für uns heute dadurch plastischer wird, weil die Aulhauser Häfner in ihrem Beschwerdeschreiben die genaue Lage des zugewiesenen Holzes schildern.⁴⁸ Das Holz sei „für dieses Jahr in solcher Entfernung und in einem solchen Abhange vom Gebirge angewiesen, von wo solches nach jedermanns Einsicht unmöglich wegzubringen ist; es müßte denn stückweise aus der Tiefe den Berg herauf und bis ins Bodenthal getragen, von da per Axt in den Rhein geschafft und auf dem Rhein bis Assmannshausen zu Schiffe transportiert werden, von wo es erst wieder durch Fuhren in unsern Wohnort nach Aulhausen gebracht werden könnte.“ Dieses würde insgesamt den Wert des Holzes weit übersteigende Transportkosten ergeben.

Das Oberforstamt gesteht die ungünstige Lage zu, macht aber geltend, daß sich das Aulhauser Holzrecht auf den ganzen Kammerforst erstrecke

und aus forstmäßiger Sicht eben gerade in den zugewiesenen Schlägen noch genügend Aspenholz zu finden sei. Amtskeller Reuter bestätigt, daß „das Aspenholz in dem Forstwald bereits so ausgehauen“⁴⁸ und nur noch „in mittelmäßigen Reideln anzutreffen“⁴⁸ sei. Darum empfiehlt er „an besser zur Abfuhr nach Aulhausen gelegenen Plätzen abgängiges Eichen- und Buchenholz“⁴⁸ aufzumessen und bittet um entsprechende Genehmigung. Diesem Vorschlag schließt sich der Oberförster in Aschaffenburg „für dieses Jahr aus besonderer Gnade und Rücksicht an“⁴⁸, so daß auch die entscheidungsbefugte Regierungskammer am 11. 12. 1795 unter Hinweis auf die erlittenen Kriegsschäden dieser Zeit zugesteht, daß „statt der ... 96 Stecken Aspen ebensoviele Stecken eichen Holz mehr in der Nähe abgegeben“⁴⁸ werden.

5.5 Die Holzversorgung im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert wirken sich die Veränderungen der großen Politik auch auf den Holzbezug der Häfner aus dem Kammerforst aus. Da die Herrschaft über den Kammerforst ebenso wie die über den Rheingau im Jahre 1803 (Reichsdeputationshauptschluß) vom Kurfürstentum Mainz auf das Haus Nassau-Usingen überging⁵² (ab 1806: Herzogtum Nassau), wurde der Kammerforst nun zur herzoglichen Domäne. Am 1./3. 9. 1812 wurde die Lehnsuntertänigkeit der Aulhauser Häfner (jetzt unter den Grafen von Ingelheim)⁵³ aufgehoben.⁵⁴ Damit ergab sich die Frage der Überprüfung und gegebenenfalls Neuregelung der Holzberechtigung im jetzt dem Herzog von Nassau gehörigen Kammerforst.⁵⁵ Immerhin hatte die Holzversorgung vorher ja unmittelbar in Verbindung mit dem Lehen bestanden. Eine Übergangsbestimmung vom 8. 3. 1813 legt fest⁵⁶, daß die Aulhauser Häfner weiterhin Holz aus dem Kammerforst erhalten, daß Menge und Art des Holzes noch festgesetzt werden und daß die Häfner die Kosten für Holzanweisung, Macher- und Fuhrlohn selbst tragen müssen. Gleichzeitig laufen aber umfangreiche Nachforschungen, ob die Aul-

hauser Holzversorgung so überhaupt rechtens ist, da man in alten Akten oft diesbezügliche „Erschwernisse“ des Oberforstamtes gefunden habe und man die Absicht habe, „in den neuen Lehenbrief nur unbestrittene Lehenstücke und Gerechtsame einzurücken“.⁵⁶ Auch müsse das Holzquantum je nach der steigenden oder fallenden Zahl der Häfner „reguliert“ werden.

Immerhin berichtet der herzogliche Oberforstmeister von Schwarzenau (Oberforstamt Geisenheim) am 27. 9. 1812, daß die Häfner von Aulhausen weiter 96 Stecken Aspenholz bezögen. Allerdings weist er auch darauf hin, daß er „höchstens noch zwei Jahre die Naturalabgabe an Aspenholz leisten“⁵⁶ könne, weil dann „alle haubaren Aspen nach und nach“⁵⁶ abgehauen seien. Das Bestreben der Forstbehörde gehe ferner dahin, alles weiche Holz zugunsten des harten Holzes zu vermindern, so daß es in Zukunft nicht genügend weiches Holz mehr gebe. Zu einem eventuellen neuen Lehenbrief müsse demnach eine neue Festsetzung von Art und Qualität des Holzes erfolgen. Sein Vorschlag ist, Kiefernholz für Aspenholz zu nehmen, das Quantum allerdings auf die Hälfte der 96 Stecken festzusetzen. Sollte man gar altes *Eichenholz nehmen*, brauche das Quantum höchstens noch $\frac{1}{3}$ betragen.⁵⁶

Noch 1817 finden sich Schreiben der Nassauischen Domänen-Direktion, die die Fortdauer der Untersuchung bezüglich der Beholzigungsberechtigung der Aulhauser Häfner im Kammerforst betreffen.⁴⁸ In einer Aufstellung des Amtes Rüdesheim von 1819 sind die Häfner von Aulhausen aber weiter als Holzberechtigte (96 Stecken!) aufgeführt.⁵⁷ Ob der Verzicht der Gemeinde Aulhausen auf alle Berechtigungen im Kammerforst gegen Abtretung des Fichtenkopfes (15 Morgen, 5 „Ruthen“) vom 29. 1. 1829 auch den Verzicht auf das Beholzigungsrecht der Häfner mitumfaßt⁵⁸, muß hier zunächst noch offen bleiben. Sicher ist, daß die Holzversorgung der Häfner im späten 19. Jahrhundert in eine schwierige Lage geriet, was von Aulhauser Seite mit dem Abschluß eines „unvorsichtigen Vertrag(es“ Verf.)⁵⁹ erklärt wurde.

Literaturhinweise und Anmerkungen

- ¹⁵ HHSW 3011/1134v.
- ¹⁶ E. Kümmerle: „Schon bei den alten ‚Ullnern‘ ...“ a. a. O. Mündl. Hinweise von Herrn B. Retzel, Aulhausen, v. 8. 7. 93 F. Luthmer: „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Rheingaus“, Ffm, 1902 S. 137: „Noch 1740 wird ihnen (den Töpfern, Verf.) vom Kloster Marienhausen gestattet, auf dessen Boden ‚wie seit undenklichen Zeiten‘ Thon zu gewinnen.“
- ¹⁷ HHSW 238/1298.
- ¹⁸ HHSW 238/1298.
- ¹⁹ E. Kümmerle: „Schon bei den alten ...“ a. a. O.
- ²⁰ Mündl. Mitteilung des Aulhausers Joh. Reutershahn vom 1. 1. 1994. Beim „Fuchsbau“ handelt es sich heute um eine Grube von ca. 30 m im Durchmesser und 2–3 m Tiefe.
- ²¹ Mündl. Mitteilung vom 31. 1. 1994.
- ²² Mündl. Mitteilung vom 8. 1. 1993.
- ²³ Top. Karten 1:25000 – Blatt Presberg (5913/1956) und Blatt 6013 Bingen (1966).
- ²⁴ E. Kümmerle: „Bodenschätze und Bergbau im Rheingau“, Kurzfassung eines Referats von 1981.
- ^{25a} B. Kerkhoff-Hader: „Lebens- und Arbeitsformen der Töpfer in der Südwesteifel“ Bonn, 1980, S. 96 führt aus, daß bei der ‚Sinterung‘ geschmolzenes Material auch die kleinsten Hohlräume des Scherbens ausfüllt. Dies ist zur Erreichung einer vollkommenen Dichte des Gefäßes unverzichtbar. Erreicht wird dieser Zustand dadurch, daß ein Teil des Quarzes mit dem ‚Flußmittel‘ (hier Eisen- und Manganerz) zusammen bei allmählichem Erhitzen eine flüssige Schmelze ergibt. Diese Schmelzlösung muß dann nach und nach den ganzen Scherben ausfüllen.
- ^{25b} Elzner: a. a. O. S. 134
- „Engobe“ ist nach Brockhaus (1988) ein „Überzug ... , der bei Brennen eine gleichmäßige Oberfläche und Färbung liefert“.
- G. Spies: „Hafner und Hafnerhandwerk in Südwest-Deutschland“, Tübingen, 1964. Spies setzt das Wiederaufkommen der Bleiglasuren auf Gefäßen in Deutschland etwa mit dem 15. Jahrhundert an (S. 13 ff.).
- ²⁶ W. H. Struck: „Geschichte der Stadt Geisenheim“, Ffm, 1972, S. 324.
- ²⁷ Daneben bestand allerdings das Recht der Beholzigung getrennt auch für die Ortschaft Aulhausen (neben anderen Berechtigten), wie es verschiedene Forstordnungen (HHSW 108/2929 a–z. B. 1521, 1532, 1534, 1611, usw.) belegen. Allerdings war dieses Beholzigungsrecht für die Ortschaft beschränkt auf die „Feuerung ihrer Häuser“ (HHSW 108/29229a, Nr. 7) und schloß die gewerbsmäßige Nutzung aus.
- ²⁸ W. Klötzer: „Die Fundierung des Klosters Marienhausen im Rheingauer Kammerforst“, Nass. Annalen, Bd. 73, 1962, S. 28, Anm. 6.
- ²⁹ F. J. Bodmann: „Rheingauische Altertümer oder Landes- und Regiments-Verfassung des westlichen oder Niederrheingaus im mittleren Zeitalter“, Mainz, 1819, S. 113.
- ³⁰ W. Cratz: „Rüdesheim“ 1975, Rüdesheim, S. 89.
- ³¹ HHSW (108/2865 – Siehe auch Teil III). In einer weiteren Akte von 1797 (HHSW 101/304) wird erwähnt, daß die Brömser-schen Erben zur Hälfte die Grafen von Metternich, zur anderen Hälfte die Grafen von Ingelheim waren.
- ³² HHSW (102/77).

- ³³ HHSW (102/340b).
- ³⁴ HHSW (101/456c).
- ³⁵ Kurfürstlicher Verwalter
- ³⁶ Zentrale erzbischöfliche Finanz- und Verwaltungsstelle des Rheingaus in Eltville (nach: B. Witte: „Herrschaft und Land im Rheingau“, 1959, Meisenheim, S. III ff.).
- ³⁷ Siehe oben – Extract von 1703.
- ³⁸ HHSW (102/343 a).
- ³⁹ HHSW (101/453), (ferner 101/456 + 101/250).
- ⁴⁰ HHSW (101/250).
- ⁴¹ Der Oberförster Clodt teilt sogar in seinem Schreiben vom 6. 9. 1764 mit, daß die für den Monat Mai „anverlangte Anweisung“ von den Förstern ganz abgeschlagen wurde. (101/453)
- ⁴² Jöes Mitteldorf und Jöes Schäfer; davon war Mitteldorf der neue Förster, der auch 1765 den Dienst wieder quittierte (102/343 a–b).
- ⁴³ HHSW (102/453 b).
- ⁴⁴ HHSW (100/169).
- ⁴⁵ Z. B. mit den Klöstern Marienhausen und Eibingen, den Plixholzer Hofleuten des Grafen Metternich, der Gemeinde Assmannshausen, usw.
- ⁴⁶ HHSW (100/170) – Gesamtgröße: über 3064 Morgen.
- ⁴⁷ HHSW (211/3506): „Stecken“: alte Holz-Maßeinheit, nach Brockhaus/1993: 100 Kubikfuß oder 1,5625 m³ (Darmstadt), 0,8736 m³ (Frankfurt).
- ⁴⁸ HHSW (211/3506).
- ⁴⁹ Im Jahre 1769/1770 waren im Zuge einer Verwaltungsreform die „Saalmeister“ durch die „Amtskeller“ abgelöst worden. (B. Witte: „Herrschaft ...“ s. o., S. II 6).
- ⁵⁰ HHSW (108/2934).
- ⁵¹ W. H. Struck: In: „Herzogtum Nassau 1806–1866“, Ausstellungskatalog Wiesbaden, 1981, S. 3.
- ⁵² Siehe Teil III: „Das Brömser-sche (Aulhauser) Lehen“.
- ⁵³ W. H. Struck: „Herzogtum ...“ a. a. O. S. 9.
- ⁵⁴ HHSW (211/3506 + 210/8823).
- ⁵⁵ HHSW (210/8823) – Auf dieses Schreiben des Oberförsters Schwarzenau geht offenbar der gesamte Überprüfungs-vorgang der Holzberechtigung zurück, da er schreibt, er könne „auch in allen Akten des Kammerforstes nichts finden, was diese Gerechsamte (= das Beholzigungsrecht, Verf.) näher bezeichne“.
- ⁵⁷ HHSW (238/315).
- ⁵⁸ HHSW (238/1365).
- ⁵⁹ HHSW (238/527).

Bildnachweis

Abb. 5: Aufn. W. Dietz. *Abb. 6:* Aufn. W. Dietz. *Abb. 7:* Ausschnitt aus den Kartenblättern Presberg 5913/1956 und Bingen 6013/1966, beide 1:25000. *Abb. 8:* Fotokopie aus der Forstordnung von 1703, HHSTA/W. 102/340b. *Abb. 9:* Entnommen aus K. Baumer: „Töpferei in Hessen“ Neu-Anspach, 1984, S. 16.

Ein Jubiläum an der Donau

Der Rheingauer Weinkonvent gratuliert

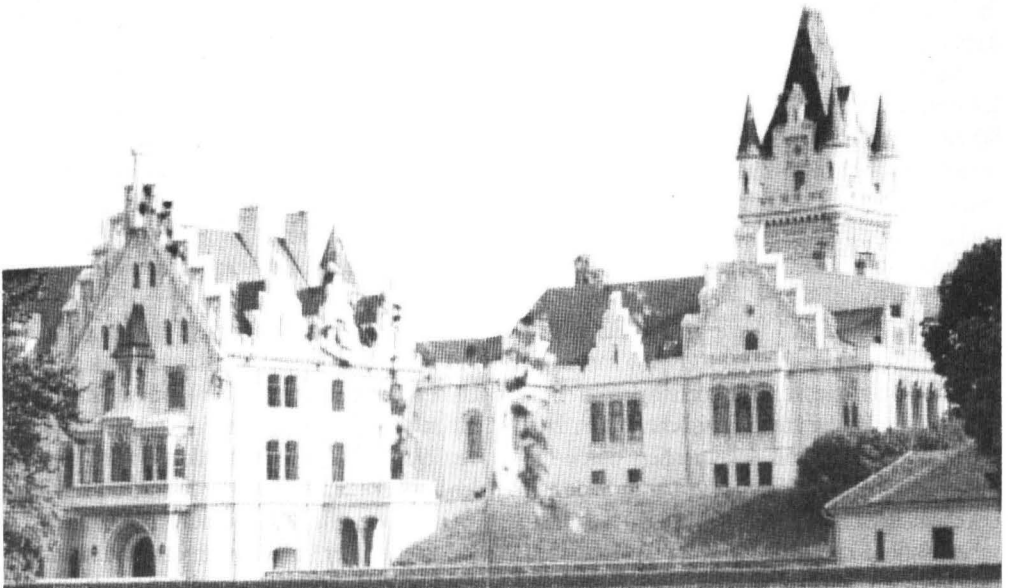
Die Erste Österreichische Weinbruderschaft Krems / Donau hatte anlässlich ihres 25jährigen Gründungsjubiläums zu einer Festveranstaltung am 17. November 1995 in das nahegelegene Schloß Grafenegg eingeladen. Nach der Begrüßung durch den Vorsteher der Bruderschaft, Herrn Dipl.-Ing. Fritz Mahrer, und den Hausherrn, S. D. Tassilo Metternich-Sandor, hatte der Rheingauer Weinkonvent die Ehre, im eigenen Namen sowie im Namen der Gemeinschaft der deutschsprachigen Weinbruderschaften zu gratulieren.

Unser früherer Kapitelältester, Dr. h. c. Josef Staab, führte dazu folgendes aus:

Liebe Schwestern und Brüder im Wein!

Ich hoffe, ich darf Sie alle, die Sie hier sind, so anreden, ob Sie nun Mitglieder oder Gäste einer dem Wein verbundenen Gemeinschaft sind oder (noch) nicht: Zusammengeführt hat uns alle zu diesem Jubiläum der WEIN, und wir denken 22 Jahre zurück, als er es überregional zum erstenmal tat in den Septembertagen 1973.

Der Rheingauer Weinkonvent, gegründet ein Jahr nach der Kremser Bruderschaft, und somit damals die jüngste Vereinigung im Zeichen des Dionysos, hatte zum ersten Treffen der Weinbruderschaften Deutscher Sprache eingeladen, und so traf man sich¹ bei herrlichem Wetter auf dem Schloß Johannisberg, im Kloster Eberbach und im Gotischen Weindorf Kiedrich. Es war die Initialzündung zu den regelmäßigen Zusammenkünften



Schloß Grafenegg

der folgenden Jahre, und daher wurde dem Rheingau die Ehre zuteil, heute Grüße und Glückwünsche nicht nur im eigenen Namen der jubelnden Weinbruderschaft von Krems darzubringen. Erinnern wir uns:

Im Rahmen der Gemeinschaft deutschsprachiger Weinbruderschaften waren wir schon zweimal hier: Es war 1980 bei dem Treffen in Wien, das hier in Krems seinen Ausklang fand, und es war im September 1990 wieder in Krems, wo wir das 10. Treffen unserer Gemeinschaft festlich begingen. Die Höhepunkte: Die Schiffs-Weinreise durch die Wachau, der Empfang und die Matinee hier im Schloß Grafenegg, die Weinprobe in der Dominikanerkirche sowie der festliche Abend im Kloster Und sind noch in lebendiger Erinnerung.

Der Rheingauer Weinkonvent hat wohl die stärksten und mannigfachsten Bindungen zu Krems und dieser Region bewahrt und ausgebaut. Es begann 1977, als im Rahmen des „Blickes über die Grenzen“ die Sechserrunde, die Keimzelle der Kremser Weinbruderschaft, zu einem Konventstag in den Rheingau eingeladen war. Der unvergessene Lenz Moser referierte über sein „Leben für den Österreichischen Weinbau“. Beim Abschied sprach der leider auch schon verewigte Josef Mantler, dieses Urbild eines knorrigten Winzers, die Gegeneinladung aus und meinte, sie würden an der Donau durch Herzlichkeit ersetzen, was an Kulturgütern und Kunstschätzen fehle.

So wollte das Kapitel des Rheingauer Weinkonvents im Herbst 1978 in Krems und in der Wachau, genoß die angekündigte herzliche Gastfreundschaft in vollen Zügen und *ebenso* Kunst und Kultur – denn darin geben sich beide Weinlandschaften *nichts* nach – ganz im Gegenteil; wir haben so viel Gemeinsames: Ströme von europäischem Zuschnitt – Donau und Rhein – liegen unseren Weingärten zu Füßen und begünstigen sie mannigfaltig; Klöster schauen auf sie herab oder strecken aus kontemplativer Einsamkeit ihre Fühler zum Weinreichtum aus, hier bis heute eindrucksvoll dokumentiert durch die Lesehöfe naher und ferner Abteien im Südosten des ehemaligen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation; man denke nur an die baulichen Juwelen der Göttweigerhof-Kapelle in Stein, des Klosterneuburger Hofes oder der St. Ursula-

Kapelle des Passauer Hofes in Krems; die Weinbruderschaft hat sich ihrer anläßlich des Millenniums der Stadt Krems ganz besonders erinnert;² und nicht umsonst – eingedenk der klösterlichen Verdienste um die Weinkultur – haben beide Vereinigungen ihren Sitz in ehemaligen Klöstern: dem der Dominikaner in Krems, dem der Zisterzienser in Eberbach.

Nicht zuletzt verbindet uns der RIESLING, der hier an der Donau – vor allem in der trockenen Ausrichtung – in jüngster Zeit einen bewunderten Höhenflug zur Weltgeltung vollführt hat. Aus der Entwicklungsgeschichte dieser Rebsorte ist der Name Metternich nicht wegzudenken – auch daran sollte hier, in einem Metternich'schen Schloß, gedacht werden!

Wen wundert's bei soviel Übereinstimmung, daß es immer wieder zu Begegnungen drängt: Schon neunmal haben Weinkonventualen aus dem Rheingau und ihre Freunde ein Weinseminar in Krems absolviert, eines sogar doppelt, und das nächste ist in Vorbereitung. Zwei Namen muß ich hier dankbar nennen: den verewigten Hans Reinhard Enge aus Wiesbaden und Fritz Mahrer, den Vorsteher der Kremser Weinbruderschaft. Für alle Mühe, Sorgfalt und Geduld gilt Ihnen, lieber Herr Mahrer, der besondere Gruß und Dank Ihrer altgedienten und jeweils neu betreuten Seminaristen.

Bedarf es noch mehr der gegenseitigen Liebeserklärungen? Nun, so sei Ihnen verraten, daß meine Frau und ich unsere Silberhochzeit 1981 in der Wachau gefeiert haben – wir haben hier viele liebe Freunde! Wollte ich sie alle aufzählen, es würde ein Spaziergang durchs Alphabet, von Hans Altmann über Josef Jamek bis zum Zisterzienserabt von Zwettl!³

Meine lieben Freundinnen und Freunde des Weines! Gestatten Sie mir in dieser festlichen Stunde auch einige kritische Anmerkungen, die mir am Herzen liegen. In unseren Satzungen, und als deren Niederschlag in der Deidesheimer Resolution von 1974 sowie im Wiener Memorandum von 1980,⁴ erscheinen unter den vorrangigen Zielen unserer Bemühungen der Dienst am Kulturgut Wein und die Pflege seiner Individualität. Letztere ist leider immer stärker gefährdet, und kaum eindringlicher konnte das formuliert werden, als es zwei Franzosen taten. Der eine, Doutrelant,

schrrieb: „Als der Önologe an die Stelle des Kellermeisters trat, wurde das Genie von Technologie getötet“. Und Baron Philippe de Rothschild meinte, bei den heutigen technischen Möglichkeiten sei es zwar unmöglich, daß ein Jahrgang mißraten könne, aber ebenso unmöglich werde es sein, noch einmal einen Millésime wie 1929 zu erzeugen.

Professor Arntz, dem ich diese Zitate verdanke,⁵ nennt das eine Bankrotterklärung, eine Computersteuerung, an deren Ende die Unfehlbarkeit steht, wo der Mensch zum Handlanger der Automatik verkommt.

Sosehr technische Fortschritte, die unseren Eltern Wunschträume waren, zu begrüßen sind, sosehr verführen sie zur Nivellierung. Es stimmt doch traurig, wenn man nach einem Leben mit dem Wein und für den Wein in der Serie der hinter uns liegenden guten Weinjahre den einzelnen Jahrgang nicht mehr erschmecken kann, daß die zwischen Honig- und Bittertönen changierende Botrytisprägung der Spitzenweine beim Publikum unerwünscht ist, daß nur junge und jüngste Weine gefragt sind und Firne als Fehler gilt, wo wir doch wissen, daß gerade Riesling-Weine – trocken oder edelsüß – eine Lagerreife zur vollen Entfaltung brauchen. „Eine Ehe aus Wein und Weihrauch“ nannte ein Rheingauer Weinpfarrer die Firne, *und* einen Versuch zur Selbstverwand-

lung des Weines anstelle seiner eigentlichen Bestimmung, der des Opfers auf dem Altar⁶. So grenzt der kultivierte Genuß an den Kultus, die höchste Steigerung des Begriffes Kultur, er erfährt etwas von der theologischen Dimension des Weines!

Hier sind wir alle, die den Wein lieben, gefordert, unsere eigene Einstellung ggf. zu revidieren; unsere Rheingauer Satzung nennt das „wachsamer Weinkritik“. Sie gilt *auch* unseren Sprachgewohnheiten. Es graust mir, wenn zunehmend mehr von „Weinmachern“ die Rede ist, wo Winzer gemeint sind. Dazu darf ich nochmals Helmut Arntz zitieren: Wein und Sekt werden nicht gemacht – sie sind Kreationen, eigenwillige Schöpfungen, hinter denen eine Persönlichkeit steht.⁷ Und wenn wir uns mit einem edlen Tropfen zutrinken, sollten wir dem Rechnung tragen und das feinsinnige lateinische „PROSIT“ nicht verstümmeln zu einem rauhen und heiseren „Prost“, sondern es klingen lassen wie edlen Wein in edlem Glas: PROSIT = Es möge dir wohl bekommen!

Damit grüße ich die Weinbruderschaft Krems zu ihrem 25. Geburtstag, verbunden mit allen guten Wünschen für ihr ferneres Wirken und Wohlergehen, damit sie in unserer Gemeinschaft das bleibe, was von ihrem Wein gesagt ist:

Zierde und Ruhm – decus et gloria!⁸

Anmerkungen

¹ Rund 80 Delegierte aus Österreich, der Schweiz und Deutschland.

² Der Kremser Wein und die klösterlichen Lesehöfe. Herausgegeben von der Ersten Österreichischen Weinbruderschaft Krems im August 1995.

³ Prälat Bertrand Walter Baumann, Abt des Zisterzienserstiftes Zwettl, Ehrenmitglied des Rheingauer Weinkonvents.

⁴ Resolutionen, die bei der betr. Zusammenkunft der deutschsprachigen Weinbruderschaften gefaßt wurden.

⁵ In: Alles über Wein, Jahrg. 5/1995.

⁶ M. Mosebach im F.A.Z.-Magazin Nr. 819 vom 10. II. 1995.

⁷ Wie Anm. 5.

⁸ Aus dem Wahlspruch der Kremser Weinbruderschaft „Vinum Chremisense, decus et gloria mensae“ = Der Kremser Wein – Zierde und Ruhm der Tafel. Ausspruch des Zisterzienserabtes von Goldenkron in Südböhmen (17. Jahrhundert).

Die Auswanderungswelle des 19. Jahrhunderts am Beispiel der Familie Sadoni-Noll

Das 19. Jahrhundert brachte in Deutschland weitgehende Veränderungen in allen Lebensbereichen. Die Industrielle Revolution sowie demokratische Forderungen, vor allem der Studenten und Arbeiter, beeinflussten und änderten die gesellschaftliche Struktur grundlegend. Durch Einsatz von Maschinen und rationellen Bearbeitungsmethoden kam es zur Massenarbeitslosigkeit und zur Verarmung der unteren Gesellschaftsklassen.

Besonders durch die mit aller Gewalt von der Obrigkeit unterdrückten Freiheits- und Demokratiegedanken kam es entweder zum Rückzug der Bürger aus dem öffentlichen und politischen Leben – dies entsprach der biedermeierlichen Denkungsart – oder aber für diejenigen, die sich nicht fügen konnten oder wollten, zur Auswanderung, weit weg vom kleinbürgerlich-obrigkeitsdenkenden Deutschland.

Nassau gehörte zur damaligen Zeit – wie der gesamte hessische Raum – zu den klassischen Auswanderungsgebieten. Hohe Geburtenraten, karge Böden, fehlende Lohnarbeit, geringer handwerklicher Nebenerwerb und vor allem drückende Abgabenlasten trieben viele Menschen in Not und Hoffnungslosigkeit.

Begierig griffen sie daher alle Nachrichten auf, die ihnen ein beseres Leben in einem der zahlreichen Kolonisationsgebiete verhießen, die in Übersee auf einsatzbereite Siedler warteten. Einzeln oder gruppenweise machten sie sich auf den Weg, ein neues und vor allem freies Zuhause zu suchen. Bevorzugtes Auswanderungsziel war Amerika. Bereits im 18. Jahrhundert wanderten 13.000 Menschen aus dem Südwesten Deutschlands in die Gebiete der damals noch britischen Kolonien. Ihre Briefe an die Hinterbliebenen stellten das Leben in der „Neuen Welt“ in hellsten Far-

ben dar. Auch wohlhabende Bürger dachten nun daran, die Heimat zu verlassen. Es waren daher nicht nur wirtschaftliche, sondern in den Frühstadien der Auswanderungswelle vor allem demokratische Besserungen, die man sich in Amerika erhoffte.

Bei Valentin Noll, 1816 in Mittelheim als Sohn des Gutsbesitzers Adam Noll geboren, waren es ebendiese demokratischen Gründe, die ihn zur Auswanderung veranlaßten. Er erlernte den Beruf des Bäckers und Seifensieders und betrieb seine Bäckerei als Bäckermeister in seinem Haus in Eltville. 1843 heiratete er Catharina Sadoni aus Oestrich, Tochter des wohlhabenden Gutsbesitzers Franz-Joseph Sadoni. Mütterlicherseits stammte sie in direkter Linie von den Reichsgrafen von Helfenstein ab, die bereits 1157 am Rheinstrom nachweisbar sind und hier Güter besaßen.¹

Im Jahre 1851 beschlossen Catharina und Valentin Noll – beeinflusst von demokratischen und freiheitlichen Strömungen – den Rheingau zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Besonders Valentin Noll erkannte die Not der hiesigen Bevölkerung und forderte diese zusammen mit seinem Verwandten Hermann Sadoni auf, die Heimat zu verlassen und in das „schöne freie Amerika“ auszuwandern. Dies brachte ihm mitunter heftigen Ärger mit der nassauischen Regierung ein. Hermann Sadoni vermittelte bereitwillige Auswanderer an das Auswanderungsbüro Grewe in Koblenz weiter, was ihm den Zorn der anderen Auswanderungsagenten, vor allem dem des Herrn Geilhausen einbrachte. Durch geschickte Verdrehung der Sachverhalte und unter dem Vorwand, nicht als eingetragener Agent zu arbeiten, gelang es Geilhausen, Sadoni polizeilich suchen zu lassen. Im August 1851 mußte Hermann Sadoni sich bei Valentin Noll verstecken und

Abb. 1: Auswanderungsbekanntmachung des Valentin Noll, erschienen im „herzogl. allgemeinen Intelligenzblatt“ vom 6. September 1851

Bekanntmachung.
(593)2 Valentin Noll von Eltville beabsichtigt nach Amerika auszuwandern.
Es wird dies nach der Verordnung vom 24. März 1849 hiermit öffentlich bekannt gemacht.
Rüdesheim, den 27. August 1851.
Herz. Nass. Kreisamt.
v. Gagern.

wurde am 30. August hier als angeblicher „Schwindelagent“ verhaftet, was die Regierung als Propaganda gegen die Auswanderungswelle nutzte.

Nachdem Valentin Noll am 11. September 1851 den Auswanderungsvertrag geschlossen und laut herzoglicher Verordnung seine Auswanderungsabsichten im „Herzoglich-Nassauischen Intelligenzblatt“ am 6. September bereits aufgegeben hatte, stand der Reise nichts mehr im Weg. Auf Drängen des Direktors der Kreisverwaltung, von Gagern, wurde kein Auswanderungsbefehlener aus dem Untertanenverband entlassen, der den bürokratischen Erfordernissen nicht entsprach: „Jeder, der seine Auswanderung anzeigen will, muß einen Bericht, in dem die Familien- und Vermögensverhältnisse möglichst genau angegeben sind, einreichen. Ohne dessen Vorlage wird eine öffentliche Bekanntmachung nicht mehr erlassen“. Zwar sah man es von Seiten der Regierung nicht gerne, zahlungskräftige Untertanen zu verlieren, aber man konnte diese durch Erhebung zahlreicher Auswanderungsgebühren nochmals schröpfen; zudem wurden neue Revolutionsherde unterbunden, da die freiheitlich Gesinnten, nach blutiger Niederschlagung der 1848er Revolution, die Verwirklichung ihrer demokratischen Forderungen im Ausland suchten.

Neben den drei Kindern der Familie Noll, der siebenjährigen Anna, dem fünfjährigen Heinrich und dem dreijährigen Joseph, reiste außerdem der Bruder Catharina Nolls, mein Ur-Ur-Großvater Joseph Franz Sadoni, mit, um seiner Schwester und deren Familie den Neuanfang in Amerika zu erleichtern. Über jeden Tag der 67-tägigen Reise

führte er Tagebuch, das diesem Bericht zugrunde liegt und beschrieb die Ereignisse an Bord:

„Den 29. Oktober 1851 sind wir von Biebrich abgefahren und sind in Köln um 10 Uhr abends angekommen. Die Reise von Biebrich nach Köln war so unangenehm und mit großen Strapazen verbunden und die Kost war schlecht und theuer. Den 30ten sind wir um 6 Uhr von Köln abgefahren und abends in Nimwegen um 7 Uhr angekommen, wo das Essen noch viel schlechter war als in Köln. Das Fleisch war nämlich noch so roh, daß das Blut hinausgelaufen ist und der Salat war so schlecht gewürzt . . . , der Kaffee war wie gewärmtes Wasser und auf der Erd' auf Stroh liegen müssen, freuen, daß das Kopfkissen mit Stroh gefüllt war . . . , Wanzen in Mengen; die Küche war wegen dieser schlechten Kost und Logieren schon in Nimwegen sehr theuer.“²

Von Nimwegen aus reiste man nach Rotterdam und von dort aus über die Nordsee nach Hull, England. Von Hull aus ging es mit dem „modernsten Fahrzeug“, der Eisenbahn, weiter nach Liverpool: „Die Eisenbahn, welche über Städte und Dörfer und ganze halbe Stunden durch die Berge ging ist ungeheuer schnell. In Liverpool gefiel es uns sehr wenig, denn der Tumult und das Gerassel und der viele Rauch und Dampf der vielen Maschinen und Fabriken welcher fast die Sonne verfinsterte machte einen ganz toll. Der Lärm dieses Hafens geht 7 Stunden lang und ist mit einem Mastwald von Schiffen bedeckt.“³ Am 6. November 1851 können sie endlich ein „großes, neues, schönes, starkes, verkupfertes, dreimastiges amerikanisches Seeschiff“ mit dem Namen „Esmeralda“ besteigen. Nachdem man auf das offene

Meer gelangt war und sich mit der Seekrankheit zu plagen hatte, erlebten die Reisenden den ersten Sturm:

„Am 13ten November sahen wir zum ersten Mal 40–50 Schweinfische am Schiffe, welche nach Seemannsglauben Sturm anzeigen, und so geschah es am 13ten des Abends 7 Uhr, daß alle Segel eingerollt wurden und alles zu Bette ging. Im Anfang habe ich ein wenig geschlafen, wurde aber durch ein schreckliches Getöse aus dem Schlafe geweckt, dann alle Kisten und Kasten flogen wie Spreu herum, viele davon gingen entzwei und alles was darin war, flog im Schiff durcheinander. Nun, es war mit einem Wort ein Greuel der Verwüstung. Des Morgens, den 14ten, ging ich und noch mehrere, welche nicht verzagt waren, auf das Vordeck, und wir sahen zum ersten möglichen Erstaunen uns und das Schiff in den Wassergebirgen des Ozeans, als sollten wir darin vergraben werden. Am Abend des 14ten wurde der Sturm immer noch stärker, sodaß wir uns im Bett festhalten mußten, um nicht herauszufallen, und die am Tage des 14ten geordneten Kisten fingen in dieser Nacht aufs neue an und so furchtbar über und über zu stürzen, daß sämtliche auf dem Schiffe Anwesenden Besorgnis für die Erhaltung ihres Lebens tragen mußten.“⁴

Nach windärmeren Tagen, einem Mastbruch und der Eltviller Kirchweih, die man an Bord feierte, gelangte man endlich in Landnähe:

„Den 7ten December hatten wir ausgezeichneten Wind, sodaß wir nachmittags 1 Uhr zu unserer größten Freude eine Spur von dem so sehlichsten Land erblickten und wir kamen wirklich so nah an diese Insel, daß wir Häuser, Menschen und blühende Bäume ganz deutlich sahen. Kaum aber hatten wir die große Freude gehabt, so entstand zu unserem Leid ein außerordentlicher Krawall in der Küche zwischen den Irländern und den Deutschen, sodaß viele mit verbrannten und blutenden Köpfen davon kamen. Das Kochgeschirr mit samt dem, was darin war, wurde als Waffe gebraucht, denn alles flog in der Küche herum wie Sauerkraut mit Erbsen.“⁵

Man muß an dieser Stelle bemerken, daß die Familie Sadoni-Noll hier zu den Privilegierten zählte, da ihre Kabinen auf dem Oberdeck lagen und sie nicht mit der Masse im Zwischendeck rei-

sen mußte. Valentin Noll nahm die Rolle eines Reiseleiters für die Gesellschaft an Bord ein und versorgte die Reisenden mit Proviant, den sie aber oftmals teuer bezahlen mußten. So schildert Anna Maria Sibold, eine entfernte Verwandte Nolls, die Situation: „Der Herr Noll sagte mir, wenn wir in den Seehafen kommen, so kaufen wir uns alles, da ist es sehr billig. Da hat er wieder sein Profit gemacht und sie haben alles zusammen auf dem Bureau gekauft und die Leut' mußten alles so theuer bezahlen und haben so wenig bekommen.“⁶

Die Überfahrt kostete für Erwachsene 300 fl (Gulden) und für Kinder 150 fl. Nur das Nötigste durfte mitgenommen werden wie z. B. Kleidung, haltbarer Proviant, Geschirr, Wein, Sämereien für die Saatzucht in Amerika, sowie transportable Waren, die nicht zum Weiterverkauf bestimmt und gut in Kisten verpackt waren. Am 13. Dezember 1851, nach 36 Tagen an Bord, kam das Segelschiff in New Orleans an und hatte keinen einzigen Toten auf der Reise zu beklagen. Von New Orleans aus konnten nur die Personen weiterreisen, die auch das nötige Geld dazu hatten. So erwähnt Joseph Sadoni: „Von New Orleans fuhren wir mit einem Boot nach Indianapolis, das wir



Abb. 2: Joseph Franz Sadoni (1830–1903), Verfasser des Tagebuchs zur Überfahrt, Gemälde von 1860

Regelmäßige Post- und Paket-Schiffahrt! Bureau zum Schutze der Auswanderer



von
F. W. Geilhausen in Coblenz,
(Concessionirt vom K. hohem Ministerium).

Das genannte Bureau befördert jederzeit Auswanderer nach Amerika und verspricht die Preise so billig zu notiren, als es die Rechtllichkeit der Expedition nur irgend zuläßt. — Zu Contractsabschlüssen ist bevollmächtigt der Hauptagent,

(277)

Herr Chr. Euler zur Bingerbrücke.

Abb. 3: Annonce des „Schwindelagenten“ F. W. Geilhausen vom 3. April 1852

durch den Betrug des Agenten Geilhausen noch extra bezahlen mußten. Gerade auf Neujahr, wo Mister Siberman mit seinem Fuhrwerk auf uns wartete. Dieser fuhr uns dann in 3 Tagen nach Victoria“.⁷

Der überwiegenden Mehrheit der Reisenden aber fehlte das Geld für die weit über 100 fl teure Weiterreise ins Landesinnere. So auch der bereits erwähnten 45-jährigen Witwe Anna Maria Sicold, die mit ihren vier Kindern im Alter von 13 bis acht Jahren auf Kosten Valentin Nolls mitreiste. In New Orleans weigerte sich dieser jedoch, ihr nochmals Geld vorzustrecken, da er ihr schon über 1000 fl geliehen hatte und sie nicht in der Lage war, die Summe zurückzuzahlen. Sie schildert in einem Brief vom 7. April 1852 als Mitreisende des Zwischendecks die Reise sehr viel drastischer:

„Wir hatten ein gutes Schiff, die Seefahrt war nicht so gefährlich, aber sehr beschwerlich; das Schiff fiel manchmal von einer Seite zur anderen und das Wasser kam oben zum Verdeck herein, so daß man schwimmen konnte. Einmal haben sie das Schiff der Gewalt des Sturmes freigegeben, kein Mensch war mehr auf dem Verdecke, nur ein Matros saß im Mastkorb und sah dem Schauspiel zu. Es ist soviel verloren und verbrochen worden durch den Sturm und sie haben auch gestohlen wie die Raben, acht Koffer, in einem waren ganze Kasten mit Flaschen Wein, so schöne neue Kleider und allerhand kostbare Sachen. Aber als wir in die Stadt kamen, da waren wir schon im Elend, wir hatten in acht Tagen keinen Bissen zu essen als ein wenig Wurstbrühe. Nun sitzen wir schon drei Monat in der verdorbenen Stadt. Wir haben keinen

Abb. 4: Überflutung des Zwischendecks bei Sturm





Abb. 5: Zwischendeck eines Auswandererschiffes um 1855

Menschen und müssen im größten Elend leben, wir Mädchen haben schon gedient, da hat man nichts zu essen bekommen, im zweiten Dienst wo ich gewesen bin, bin ich krank geworden und hab drei Wochen im Bett gelegen. Man hat keinen Verdienst und es ist alles so teuer. Weiter sind lauter so abscheuliche Menschen in dieser entsetzlich großen Stadt, daß man sich fast nicht auf der Straße erhalten kann, und es ist nur eine deutsche katholische Kirche und ein deutscher Geistlicher in der großen Stadt, worin so viele Millionen und abermal Millionen Menschen sind, so entsetzlich viele Neger, weswegen man auch keine Arbeit und keinen guten Dienst bekommt . . . man hört nichts als Jammer und Elend. Es war ein so harter Winter in Orleans, so sei in 18 Jahren keiner gewesen, da befürchten alle Menschen, daß ein heißer Sommer folge, daß wenn man Fleisch herauslegt, das Fett herauslaufen würde. Es ist so schreckliche Hitze in dieser Stadt, dadurch entstehen auch so viele Krankheiten und die Menschen sehen auch so veraltet aus. Ein Mädchen, das in Deutschland 16 Jahre als ist, glaubt man hier es sei 24, dann gibt es so giftige Moskitos, welche die Menschen Tag und Nacht quälen und noch viele andere giftige Thiere. Die Häuser sind nach der Art wie in Deutschland gebaut, theils von Brettern, theils von Steinen, aber in der schlechtesten Hütte muß man den Monat drei Thaler Zinß geben. Als die Stadt eingenommen wurde, so wurden fast alle Straßen mit den Namen der Heiligen benannt,

aber jetzt ist sie so verdorben, daß die Menschen ihren Spott treiben damit.

Mit Wehmut verließen wir unser liebenswertes Land und Euch, liebe Geschwister und Freunde, aber wir leben auch wieder in der Hoffnung, unsere Freunde in Texas zu finden, o wie schmerzlich ist es doch von allen lieben Freunden und Bekannten so weit entfernt zu sein und niemand mehr zu haben in der weiten fremden Welt, o wie hart ist es in diesem Land bei so rohen, groben Menschen zu sein, denn es ist kein Gott und kein Gebot, als nur in der Kirche, denn unter den allerhand Menschen ist nichts als lauter Schlechtigkeit, daß man es nicht beschreiben kann, und wo der liebe Gott kein Vögelchen mag wachsen lassen, da sind die Leute keins wert. Wer hier kein Geld hat zu kaufen, der ist auch in Texas arm, darum bleibt im Vaterland und ernährt Euch ehrlich, denn die Leute brauchen bei Euch nicht so hart zu schaffen als wie hier, darum sterben sie auch viel früher, hier wird eine Frau in einem Tag mehr waschen als in Deutschland drei, weil die Schwarzen dies gewohnt sind. Denn ein schwarzer Mensch hat mehr Stärke als drei Weiße und wenn dabei der Herr noch mit einem Stock in der Hand dabei ist, so bekommt der arme Schwarze Prügel. Bei Euch sind die Leute hart gedrückt mit den vielen Steuern zu bezahlen, aber hier sind sie vom Hauszinß noch härter gedrückt, aber Ihr habt doch gutes Wasser und liebes Schwarzbrot, gesunde Luft, ordentliche Menschen, die doch nicht so böse sind.

Liebe Freunde, wenn arme deutsche Brüder nach Amerika machen wollen und haben kein Geld übrig, so sollen sie bleiben wo sie sein und es soll doch keiner dem schlechten Geilhausen trauen, es ist gewiß, daß einer den anderen ins Unglück will stürzen. Deutschland ist die beste aller Welt, und wenn die Armut auch noch so groß ist, dann ist Gottes Segen und Kraft darin, in einem Trunk kühlen Wassers ist mehr Kraft als im schönsten Glas Wein.

Liebe Schwestern, ihr braucht Euch doch nicht zu entsetzen oder zu kränken, es wird mit der Gotteshülfe auch besser werden; wenn wir nur gesund sind, so bringen wir vielleicht in einem Jahr oder etwas länger doch hundert Gulden zusammen, daß wir doch auch nach Texas kommen. Der Adam und Jacob waren noch nicht so oft krank, aber ich und die Mädchen schon öfter und die Catharina und Therese sind immer schwach und kränklich und keinen Toten kann ich brauchen, denn der kostet 5 Dollar in jedem Gang, darum bitte ich, wenn Ihr in die heilige Meß geht, so bittet doch für uns den lieben Gott um Gesundheit. Liebe Schwestern, Ihr braucht es weiter niemand zu sagen, daß es uns so geht, sonst lachen die Freunde auch uns aus . . .“⁸

Der Familie Sadoni-Noll hingegen ging es wesentlich besser. In Victoria/Texas angekommen betreiben sie eine gutgehende Bäckerei und Seifensiederei. So berichtet Joseph Sadoni in einem Schreiben vom 7. Juni 1852:

„Ich kaufte mir gleich ein gutes junges Pferd und ritt mit meinem Freund Franz Bär (mehr um das Land und die Gegend zu sehen als sonst gar Interesse halber) 140 Meilen in drei Tagen. In Victoria kauften wir uns gleich ein an der Landstraße schön gelegenes Haus und fangen unser Geschäft mit Freuden an. Es sind wohl Bauern-Farmer hier, welche 3000–4000 Stück Rindvieh und 2–3 hundert Stück Neger haben, diese haben ein Fürstenleben, da müssen aber die Deutschen zurückbleiben. Für den Geschäfts- und Handwerksstand hingegen kann man sich keinen besseren Ort wünschen als eben Amerika, denn alle haben einen guten Verdienst und reichliches Auskommen und brauchen sich selbst nicht so zu quälen. Besonders gute Geschäfte machen die Schmiede, Wagner, Schreiner, Bierbrauer, Zim-

merleute, Sattler, Schuster, Bäcker, Metzger und Kaufleute, aber wohl zu bemerken, daß sie ihr Geschäft gut verstehen müssen, denn in Amerika sind sie weiter mit den Geschäften und Künsten als in Deutschland.

Die Jagd bietet mir Panther . . . , Büffel, Beutelhier und Hirsch in Mengen dar. Schlangen gibt es von allen Sorten, aber so auch von Menschen, Indianer, Mexikaner, Neger und so weiter. Liebe Eltern, Sie können sehen und berechnen, daß der Landmann sowohl wie auch der Geschäftsmann seinen reichlichen Verdienst und genügendes Auskommen hier findet. Fürs Geld kann man sich Unterhaltung und auch Vergnügen machen, wenn es auch nicht gerade so ist wie in Deutschland. Schöneres gibt es nichts auf der Welt als Freiheit und Gleichheit, und dies ist hauptsächlich in Texas. Da hat der gemein Mann soviel Recht wie der Reiche. Glauben Sie mir gewiß, daß Noll als ein geachteter Mann von jedem Menschen geehrt und geliebt wird, und daß Noll nicht mehr in Deutschland bleiben konnte, kann ich ihm nicht verdenken, denn es gäbe mir ebenso. Denn wenn einer in ein so freies reinrepublikanisches Land ist und war und dann erst den Unterschied zwischen Freiheit und Fürsten- und Pfaffenjoch genau wahrnimmt, der muß mit blut'ger Hand den Dolch der Empörung greifen oder zum schönen freien Amerika seine Zuflucht nehmen, um dem Untergang seiner Heimat zu entgehen. Wenn es abermals in Deutschland durcheinander gehen wird, dann aber werden Sie sehen, daß Roßuths Reden in Amerika nicht ohne Erfolg gewesen sind, denn die Dolche der Freiheit dringen besser durch.

Mister Rossel ist Friedensrichter in Victoria, das ist soviel wie bei Ihnen ein Amtmann. Dieser brachte mir selbst jeden Morgen Buttermilch zu trinken, daß tät gewiß kein deutscher Amtmann. Arme gibt es hier nicht . . .“

Joseph Sadoni wurde von seinen Eltern regelmäßig mit Beträgen von 200 Dollar, das entsprach 500 Gulden versorgt, um ein angemessenes Leben führen zu können. Nachdem seine Schwester und sein Schwager sich in Victoria eingelebt hatten, trat er im März 1853 eine Reise durch die nördlichen Staaten an und reiste anschließend über New Orleans zurück nach Deutschland. Sein Tagebuch endet mit den Worten: *„Wenn ich alle meine Fahr-*



Abb. 6: Familie Noll in Texas:
links stehend Heinrich Noll (1846–1894)
rechts stehend Catharina Noll
geb. Sadoni (1817–1904)
sitzend Valentin Noll (1816–1889)

ten und Züge genau beschreiben wollte, so könnte ich drei Bücher voll schreiben. Ich werde in das alleinige Deutschland zurückkehren, denn wenn in Texas Gold zu schürfen wäre, so könnte ich Sie, liebe Eltern, und das goldige Deutschland nicht verlassen . . .“

Durch weiterhin florierende Geschäfte gelang es Valentin Noll und seiner Frau im Jahre 1860 eine Ranch mit großem Landbesitz in Victoria-County zu erwerben, auf der sie Pferde, Rinder, Esel und an 500 Stück Schafe hielten und Weizen, Baumwolle und Wein anbauten. So berichtet Catharina Noll am 3. Dezember 1877: „Ich wünsche oft den Vater und die Mutter hierher, auch Joseph es würde Dir gut gefallen. Wir haben uns einen

schönen Brunnen gegraben von 42 Fuß Tiefe, mit Steinen ist er ausgemauert, er ist mehr als 200 Dollar wert. Wir haben in unserem Garten schöne Feigenbäume und Pfirsichbäume und ein gut eingerichtetes Farmhaus, wie kein zweites herum ist, damit meine Kinder einstens eine gute Heimat haben, wenn wir Alten zur Ruhe gehn. Gott sei Dank, wir haben hier ziemlich Glück, den besten Platz, um Money zu machen. Wir haben die Neuigkeiten schon im Mai in der Zeitung gelesen von der furchtbaren Überschwemmung, das ist schauderhaft. Wir lasen alles in der Zeitung, wir bekommen die St. Louis- und die Neu-Yorker Zeitung, es stand auch darin, daß Wiesbadener Ministerium sei abgebrannt, mit Deutschland sieht es schlimm

aus, wir wissen es sehr gut; es gereut mich bald nicht, wenn es mit allem so ist, meiner Heimat den Rücken gewandt zu haben, ich wünschte nur Ihre angenehme Gegenwart hier zu sehen, aber leider kann das nicht sein, über den weiten Ozean; meine Kinder wollen nicht mehr nach der alten Heimat“.

Blickt man nun auf die Umstände im Rheingau zurück, so ist das Leben der Nolls besser als das vieler Menschen hier. Die Jahre 1850–54 waren von Hungersnöten gekennzeichnet und auch der Weinbau, die Haupterwerbsquelle des Rheingaus, lag wegen der Mißernten am Boden. Die Mutter Joseph Sadonis, Anna Maria Sadoni, schreibt am 27. März 1852 an Ihre Kinder in Amerika:

„Es machen alle Tag so viele fort, daß man glaubt, es könnten keine mehr unterkommen. Aber man sieht es hier an Abnahme noch nicht. Niederfischbach macht ganz fort. Bey uns wird alsfort gestohlen. Geld, Fleisch, Weißzeug, alles, was sie stehlen können. Wenn die Zeit nicht bald besser wird, dann verlieren wir noch viel Geld und haben schon soviel verloren. Wir können nicht klagen gehen und mit Advokaten kann man auch nicht anfangen. Die kleinen Spitzbub setzen sie in die Gefängnisse und die großen lassen sie laufen. Sie machen ihnen noch die Türen auf, daß sie geschwind fort können. So haben wir Gerechtig-

keit in unserem Land. Und dann wird uns von den Schwarzen die Höll' heiß gemacht, daß wir stillhalten. Ach, wenn ich nur noch jung wäre, dann wollt ich mein Leben besser genießen . . .“

Die Situation im Rheingau änderte sich Ende der 1850er Jahre. Hungersnöte und Mißernten blieben aus, und so nahm auch die Auswanderungswelle ab.

Nachdem Valentin Noll im Jahre 1889 verstorben war, mußte Catharina Noll die Leitung der Ranch übernehmen, wobei ihr der älteste Sohn Heinrich zur Seite stand. Inzwischen hatten sie eine Vielzahl von Arbeitskräften, darunter wohl auch Neger, die ihnen bei der Bebauung und der Viehzucht halfen. Als 1896 auch Heinrich Noll starb, verzweifelte Catharina, da sie mehr an ihrer alten Heimat hing, was nicht verwunderlich ist, da sie, aus gutem Hause stammend, in ein wildes Land, 22 Meilen von der nächsten Stadt entfernt, ziehen mußte. Dennoch bewältigte sie ihre schweren Schicksalsschläge, und als sie 1904 87-jährig hier starb, hinterließ sie ihren Kindern und Enkeln einen beträchtlichen Besitz.⁹ Noch heute leben zahlreiche Nachfahren von Valentin und Catharina Noll auf der Ranch, die derzeit in 5. und 6. Generation im Familienbesitz ist und pflegen das noch existente Grab ihrer Ahnen auf dem Friedhof der Ranch.

Quellen

¹ Vgl. Wagner, Michael „Die Grafen von Helfenstein und ihre Beziehung zum Rheingau“ in Rheingau-Forum 2/94 und 3/94.

² Tagebuch des Joseph Sadoni, Oestrich 1845 (im Familienbesitz).

³ ebenda

⁴ ebenda

⁵ ebenda

⁶ Brief der Anna Maria Sibold vom 7. April 1852.

⁷ Tagebuch Sadoni.

⁸ Brief der Anna Maria Sibold an ihre Geschwister in Deutschland. Es handelt sich hierbei um das einzig bekannte Schreiben. Der Name Anna Maria Sibold wird später einmal von Catharina Noll erwähnt. Anna Sibold bat Valentin Noll, ihr von Texas aus Geld für die Weiterreise zu senden, da sie dies auch nach einigen Jahren nicht zusammengebracht hatte. Ob es ihr wirklich jemals gelang, Texas zu erreichen, ist ungeklärt. Über ihr weiteres Leben und das ihrer Kinder ist nichts bekannt.

⁹ Testament der Catharina Noll, Victoria 1896.

Anmerkung zu den Quellen

Als Grundlage für diesen Bericht diente nahezu ausschließlich das 1845 begonnene Tagebuch des Joseph Sadoni, sowie der Briefwechsel zwischen Catharina Noll, ihres Bruders Joseph Sadoni und ihrer Mutter Anna Maria Sadoni von Victoria nach Oestrich und umgekehrt. Die sich im Familienbesitz befindlichen Briefe entstammen dem Zeitraum 1852–1877.

Hallgartener Wein- und Kapellenwanderung

Ein historischer Lehrpfad

Kapellen, die das Bild der Hallgarten umgebenden Weinbergslagen prägen, waren am diesjährigen Kirchweihfest Ziele einer Weinwanderung. Die Vereinigte Winzergenossenschaft hatte sie erstmals den Festbesuchern angeboten. Leider fand diese Wanderung nur eine geringe Resonanz. Hatte der Begriff der Kapelle, d. h. „kleines Gotteshaus“, zu sehr ins Religiöse verwiesen und die Wanderer gar eine kirchliche Aktion vermuten lassen, oder lag es vielleicht nur an dem ungünstigen Zeitpunkt des Wanderungsbeginns, er war für 11.30 Uhr angesetzt?

Wie dem auch sei: die Hallgarten umgebenden Weinbergslagen eröffnen dem Weinwanderer einen unvergeßlichen Blick über das gesamte Rheintal von Mainz bis Bingen und bilden zusammen mit den historisch interessanten Kapellen einen Geschichtslehrpfad, den es sich wahrlich zu gehen lohnt!

Durch die ehemalige Bingerasse, heute Niederwaldstraße, wo vor Jahrhunderten der Pfarrhof mit den Zehntgebäuden des Mainzer St. Viktorstiftes stand, vorbei an den noch erhaltenen Gutshäusern der Mainzer Kartäuser, der kurmainzischen Beamten- und Kaufmannsfamilien der Münzenthaler, Hardy und von Itzstein¹, gelangt man in die Schönhell, die älteste Hallgartener Weinbergslage.

Helle oder Helde ist vom Althochdeutschen „halda“, „Helda“, der Berghang, herzuleiten. Die Schönhell ist also der „schöne Abhang“. Im 14. Jahrhundert heißt die Lage „schoenenhelden“. Helle oder Helde kommt in Zusammensetzung im Rheingau häufig als Bezeichnung für Weinbergslagen vor. Als Beispiele können wir auf die Johannisberger „Nonnenhöll“, die Niederwallufer, Eltviller, Erbacher „Rheinhell“, den Abmannshäuser

„Höllenberg“ und die Rauenthaler „Wieshell“ hinweisen.²

In der oberen Schönhell liegt die „Maria Hilf Kapelle“, in Hallgarten meist „Grunder Kapelle“ genannt. Schon im 14. Jahrhundert wird der Taleinschnitt „imme grunde“, im Wiesengrund, westlich von Hallgarten erwähnt.

1861 ließ der Hallgartener Pfarrer Johann Abel die Kapelle aus eigenen Mitteln errichten. Darüber hinaus stiftete er 500 Gulden zu ihrer Unterhaltung.³

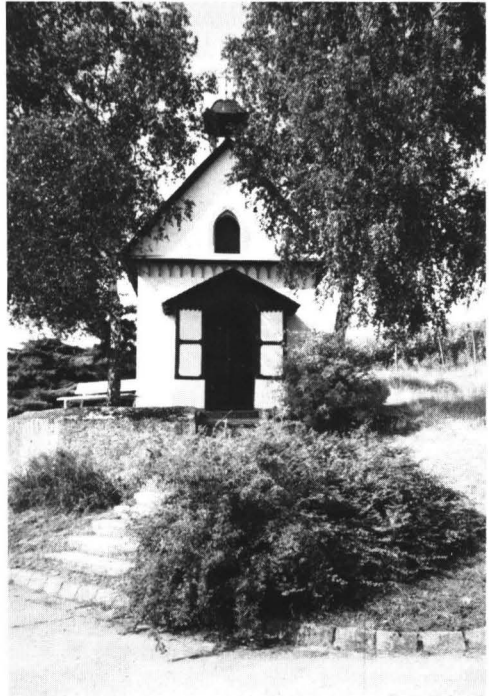


Abb. 1: Die „Maria Hilf Kapelle“, in Hallgarten „Grunder Kapelle“ genannt, i. d. Schönhell.

(Der Gulden hatte damals 60 Kreuzer. Ein Pfund Brot kostete 4 Kreuzer. Maurer und Zimmerleute verdienten am Tage 40 Kreuzer.)

Welche Gründe könnten den Ortsgeistlichen zu dieser großzügigen Spende und zum Kapellenbau veranlaßt haben? Wollte er für eine Vielzahl guter Weinjahre und die ausgezeichnete Wirtschaftslage des Pfarrgutes Gott Dank sagen? War es eine Dankesgeste nach überstandener Typhusepidemie, die seine Pfarrei heimgesucht und bei der er erstmals Dernbacher Schwestern, die in der Krankenpflege tätig wurden, nach Hallgarten geholt hatte? Oder war der Kapellenbau lediglich Ausdruck seiner persönlichen Marienverehrung? 1851 hatte Pfarrer Abel eine „Herz – Maria – Bruderschaft“ gegründet. 1849 war er von Sindlingen nach Hallgarten versetzt worden. Die guten Weinjahre von 1857 bis 1862 und ein schwunghafter Weinhandel verhalfen ihm zu großem Reichtum. Dieser führte aber auch zu Mißgunst und Neid. Unbewiesene Unterstellungen führten dazu, daß der großzügige Stifter 1866 von der bischöflichen Behörde vorzeitig in den Ruhestand versetzt wurde. Schon zwei Jahre später starb Johann Abel in Wiesbaden.⁴

Die Kapelle wurde auch mit einer kostbaren Innenausstattung versehen. Auf einem neugotischen Altar standen die 14 Nothelfer mit einer Madonna als Mittelpunkt. Die künstlerisch wertvollen Figuren waren Arbeiten des Mainzer Bildhauers Martin Bitterich aus dem Jahre 1718. Als 1964 zwei Nothelferfiguren, zwei Weinheilige, entwendet wurden, hat man die holzgeschnitzte Gruppe mit der Madonna im Chorschluß der Pfarrkirche untergebracht.

Leider ist der Stil der Kapelle durch einen Umbau in den 60er Jahren verunstaltet worden. Der spitze, neugotische Turm wurde durch einen Helm mit Glocke ersetzt. Diese erklingt nur noch einmal im Jahre. Am Feste Christi Himmelfahrt feiert hier die Pfarrgemeinde ihren Gottesdienst.

Nach der Verkostung von zwei Riesling Kabinettweinen aus der Lage Schönhell, führte die Weinwanderung durch den Würzgarten. Hier, nördlich von Hallgarten, treten gelbe und weiße Quarzsande an die Oberfläche. Diese tertiären Ablagerungen, die sich am gesamten Südrand des Taunus entlang ziehen und zum Teil 100 m mächtig

sind, gehen auf eine Überflutung in der Oligozänzeit, das sogen. Tertiärmeer, vor etwa 60 Millionen Jahren zurück.⁵

Über den oberen Würzgarten gelangt man an die nördlich von Hallgarten gelegene Mühlweiher Kapelle. Zwischen Tennisplätzen, Schwimmbad, Turnhalle, neuer Grundschule und Sportanlagen wirkt sie fast wie ein Fremdkörper, ein Relikt der Volksfrömmigkeit vergangener Jahrhunderte. Nur noch einmal im Jahre, wenn an Pfingsten der Gesangverein Liedertafel sein Frühlingsfest feiert, findet auf dem Kapellengelände ein Gottesdienst statt. Eine nahe gelegene Mühle und ein Weiher, der das Wasser des von der Pfingsweide herabfließenden Leimersbaches staute, gaben der Kapelle ihren Namen. In den Hallgarter Nachrichten über Häuser, Mühlen und Berufe, die Schultheiß Johann Wendel Wolf 1699 an die kurfürstl. Kommission nach Eltville schickte, lesen wir: „Die hießige Mühle, so gleich oben am endt deß fleckens nechst den häusern gelegen, ist anno 1610 durch hießige gemeindt erbauet worden“.⁶



Abb. 2: Die Mühlweiher Kapelle. Hier soll sich das Weinwunder ereignet haben.

Hier soll sich das Weinwunder ereignet haben, das der Münchener Maler Ludwig Hotter 1934 auf der Nordwand der Hallgartener Pfarrkirche dargestellt hat. Ein Mann von „über der Höhe“ hatte in Hallgarten Wein geladen. Auf dem Heimweg bricht ihm am Fuhrwerk ein Rad. Das Weinaß schlug auf den Boden, das köstliche Naß ergoß sich auf den Weg. In seiner Not betet er zur Gottesmutter. Da kommt eine Frau vom Felde her und schöpft ihm den Wein in das Faß. Es fehlt kein Tropfen.

Die Kapelle wurde in der Zeit von Pfarrer Ohler (1688–1720) im Jahre 1710 gebaut. Bis in die 60er Jahre war sie mit einer wertvollen Pieta, einem Vesperbild, geschmückt.

Die häufig in der Literatur dargelegte These, daß hier das berühmte Kunstwerk der Hallgartener Madonna gestanden habe und 1916 vom Eltviller Amtsgerichtsrat von Braunnühl entdeckt worden sei, ist ebenso legendär wie die Erzählung vom Weinwunder.⁷ Die Weinwanderer ließen sich hier einen 93er Würzgarten Kabinett und eine 90er Würzgarten Optima Auslese schmecken.



Abb. 3: Kriegerkapelle am neugestalteten Friedensplatz.

An den Tennisanlagen vorbei, stets mit dem wunderbaren Ausblick auf das Rheintal von Mainz bis zur Binger Rochuskapelle, führte dann der Wanderweg zum Friedensplatz.

An Stelle einer 1871 gepflanzten Friedenslinde und eines 1924 aus Natursteinen geschaffenen Kriegerehrenmales wird der neugestaltete Platz von der Kriegerdankkapelle beherrscht. Kunststeine bestimmen den Gesamteindruck des Ehrenmales für die Gefallenen der beiden Weltkriege. Leider hat hier im Rahmen der „Dorferneuerung“ im Jahre 1991 eine nicht wieder gut zu machende Fehlgestaltung stattgefunden.⁸ Mit einem 94er Hengelberg Rotwein und einem 93er Hengelberg Weißherbst stellte sich das Weindorf als Rotweingemeinde vor, die es in seinen geschichtlichen Anfängen bereits gewesen sein muß. Denn aus einer Urkunde von 1255 geht hervor, daß „Theoderich und Metthildis, seine Gattin, von Hargarden“ der Sakristei des Klosters Eberbach 1 Ohm (160 Liter) Rotwein „aus ihren Weinbergen am Hargarder Berg“ schenkten.⁹



Abb. 4: Ehemalige Hofreiten der kurtrierischen und kurpfälzischen Kämmerer und Amtmänner von der Leyen in der Zangerstraße 26 + 28.

Weiter ging es durch die ehemalige „Vordergasse“, heute Zangerstraße, an den ältesten Gebäuden des Dorfes vorbei, an den Häusern Nr. 28 und Nr. 26 aus den Jahren 1532 und 1586. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie zu den im Hallgartener Stockbuch aufgeführten fünf Hofreiten des Freiherrn von der Leyen gehörten. Die Familie der kurtrierischen und kurpfälzischen Kämmerer und Amtmänner der Freiherrn von der Leyen besaßen, wie die Urkunden des Hess. Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden belegen, bis zum Jahre 1694 in Hallgarten einen Frucht-, Wein- und Heuzehten, den sie in ihren Gutshäusern lagerten.¹⁰

Letzter Halteplatz war die auf der Westseite des Kirchenplatzes errichtete Hallgartener Kreuzigungsgruppe. Auf einem altarähnlichen Unterbau aus Natursteinen zeigt sie den Gekreuzigten, die Gottesmutter und Johannes, den Lieblingsjün-

ger Jesu. Sie ist 1530 entstanden und nach Vorbildern des Mainzer Meisters Hans Backoffen (1470/75–1519), des wohl bedeutendsten Bildhauers der Reformationszeit, gestaltet.¹¹

In der Pfarrkirche bewunderten die Weinwanderer die „Schöne Hallgartenerin“, die bedeutendste Schöpfung der Kunst der Tonplastik am Mittelrhein um 1400, und genossen dann vor der Kirche preisgekrönte Spätlesen aus jener Lage, der die Jungfrau Maria ihren Namen gab, aus der Hallgartener Jungfer.

Abschluß und Höhepunkt zugleich war dann die Probe einer 1992er Hallgartener Jungfer Auslese.

Es bleibt noch anzumerken, daß alle gereichten Weinproben von Herrn Harald Sauer aus Hallgarten sachkundig und kenntnisreich besprochen wurden.

Anmerkungen

¹ Vgl. Roßkopf, Josef: Kartäuser und „Forensen“ in der Hallgartener Niederwaldstraße. In: Rheingau Forum 3/1994, S. 33/34.

Schmidt, Siegfried: Der Hallgartener Kreis 1839–47. In: Wiss. Zeitschr. d. Fr. Schiller Universität Jena, 1964, S. 225–228.

Roßkopf, Josef: Johann Adam von Itzstein. Ein Beitrag zur Gesch. des bad. Liberalismus, Mainz, 1954, S. 140–45.

² Vgl. Lüstner, Gustav: Die Lagenamen des Rheingauer Weinbaues. In: Nass. Annalen, Bd. 67, 1956, S. 75, 83.

³ Vgl. Chronik der Pfarrei Mariä Himmelfahrt Hallgarten, Bd. I, S. 73.

⁴ Vgl. Chronik der Pfarrei Mariä Himmelfahrt Hallgarten, Bd. I, S. 71/73.

⁵ Vgl. C. Mordziol: Die Rheinlande in naturwiss. und geogr. Einzeldarstellungen, Braunschweig u. Berlin 1914, Nr. 9 „Bau und Bild des Taunus“, S. 25.

⁶ Vgl. Hess. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 360, 250.

⁷ Vgl. Hess. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 360, 16 (Ordnung der Hallgartener Schröterzunft von 1684) Roßkopf, Josef: Hallgarten. Abhandlungen zur Gesch. u. Kunstgesch. des Rheing. Weindorfes, (Hallgarten, 1991) S. 49, Fußnote 22.

⁸ Vgl. Roßkopf, Josef: Das Hallgartener Ehrenmal. Kritische Anmerkungen zur „Dorferneuerung“. In: Rheingau Forum, 2/95, S. 15–17.

⁹ Vgl. Roth, Franz Wilh.: Geschichtsquellen aus Nassau. Die Geschichtsquellen des Niederrheingaus. Fontes rerum Nassauicarum, (Wiesbaden, 1880–1884) Bd. II, S. 75.

¹⁰ Vgl. Stockbuch der Gemeinde Hallgarten, S. 188. Hess. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 108, 572.

¹¹ Vgl. Schaefer, Albert: Das plastische Werk von Hans Backoffen. Bildhauerkunst im Rheingau. In: Wiesbadener Kurier vom 4. 12. 1954.

Claus, Paul: Marienbilder d. Gotik im Rheingau (Geisenheim, 1995) S. 107.

Die Rheingauer Kinderschlacht von 1795

Vom historischen Ereignis zum dünnen Moralstück

Vom schwierigen Umgang mit einer Rheingauer Anekdote aus der „Franzosenzeit“

„Knabenkriege“ zwischen benachbarten Dörfern gehören seit jeher zum Erzählrepertoire ländlicher Erinnerung. Aber in den seltensten Fällen läßt sich ihr historischer Kern festmachen. Zu sehr haben sie sich unter der Fabulierlust von Generationen verwandelt, sind zu verklärten Harmlosigkeiten oder zu wenig glaubhaften Heldengeschichten geworden. Seit Yves Robert im Jahre 1961 Louis Pergaud's Roman „Krieg der Knöpfe“ verfilmte, ist – wie es scheint – jedoch eine nahezu archetypische, zeitlose Gestalt dieses Erzählmusters entstanden, das immer wieder sein Publikum findet und unter Kindern wie Erwachsenen gleichermaßen beliebt ist. Yves Roberts Film scheint darüber hinaus die hypnotische Fähigkeit zu besitzen, auch das städtische Publikum in jenen tranceartigen Zustand zu versetzen, in dem es sich bereitwillig zu einer Reise in die „verlorene Kindheit auf dem Lande“ verführen läßt. Gerade für

diesen Film scheint zutreffend, was Colin Ward¹ in seiner 1978 erschienenen Studie „Das Kind in der Stadt“ beschreibt: Auch wer nachweislich in der Stadt aufgewachsen ist, erinnert seine Kindheit als „Kindheit auf dem Dorf“. Und die Kriege rivalisierender Knabenbanden gehörten schon immer zu diesen Erinnerungen.

Auch in der Erzähltradition des Rheingaus gibt es die Geschichte von einem „Knabenkrieg“. Man hat sie zwar immer wieder erzählt, aber ganz im Gegensatz zum „Krieg der Knöpfe“ hat man sie offensichtlich nie lieben können. Man erwähnt sie pflichtgemäß, weil man damit ortsgeschichtliche Kenntnisse belegen kann oder man verweist auf sie, wenn irgendwo in der Nähe eine Schlägerei unter Jugendlichen stattgefunden hat. Man bringt damit nicht mehr zum Ausdruck, als daß es „so etwas schon immer“ gegeben hat. Dieser Knabenkrieg hat sich genau vor zweihundert Jahren, am Ende des 18. Jahrhunderts abgespielt, kurz nach der Französischen Revolution und während der Koalitionskriege im Rheinland. Als „Rheingauer Kinderschlacht“ ist er in die Anekdotensammlungen und Geschichtsbücher der Region eingegangen, und die jugendlichen Protagonisten haben ihren Streit nicht wie bei Pergaud mit Knöpfen und Hosenträgern, sondern mit echten Gewehren ausgetragen. Als Quelle wird ein Jugendbuch aus dem Jahre 1799² überliefert, das aber als verschollen gilt. Der geläufige Text, der heute zirkuliert³, stammt aus einem Jugendbuch des 19. Jahrhunderts⁴.



Kinderspiele. Holzschnitt aus: Johann Amos Comenius, *Orbis Pictus*, Ausgabe Nürnberg 1659. Quelle: Original im Besitz des Autors.

Dieser Text jedoch hat nichts von jenem Augenzwinkern, den man in Pergaud's Roman findet, nichts von jener Heiterkeit, die man in Dorfgeschichten sucht, und es fehlt ihm auch das kleinste Quentchen jener Sentimentalität, die „Heimatgeschichten“ in der Regel das Überleben sichert. Bei aller Liebe zu historischen Ereignissen hat die zweihundertste Wiederkehr auch nicht zu einer „Gedenkveranstaltung“ des örtlichen Heimatarchives geführt. Auch die Schule, in der die Kinder der sich ehemals befehrenden Ortsteile Ober- und Niederwalluf heute gemeinsam unterrichtet werden, hat die Beschäftigung mit diesem nicht ganz einfachen Stück Ortsgeschichte abgelehnt. „Zu gewalttätig“ und „nur geeignet, die alten Animositäten zwischen den beiden Ortsteilen wiederzubeleben“, gaben die Pädagogen als Gründe an. Nun sind Beispiele, in denen Kinder im Mittelpunkt einer historischen Begebenheit stehen, nicht gerade häufig zu finden. Um so mehr interessiert die Frage, was Pädagogen wie Heimatarchivare gleichermaßen davon abhält, diese Episode zum Anlaß zu nehmen, ein Stück Alltags- und Ortsgeschichte oder gar „Geschichte der Kindheit“ zu ergründen. Boten die kriegerischen Umstände der „Franzosenzeit“, in der das Ereignis stattgefunden hatte, nicht aktuelle Bezüge und Anknüpfungspunkte zu Themen wie „Kinder im Krieg“ oder „Gewaltbereitschaft“?

Auf den ersten Blick, so scheint es, gibt es gute Gründe für diese Abwehr. Der Wortlaut des allgemein zirkulierenden Textes hat weder Lehrern noch Kindern, weder Eltern noch Ortsgeschichtlern etwas anzubieten, das geeignet wäre, Heimatgefühle zu wecken oder Heimatkunde wirkungsvoll zu illustrieren. Nichts reizt zur Identifikation und nichts ist vergnüglich an dieser Geschichte. Auf drängende pädagogische Fragen scheint sie nicht die geringste Antwort bereit zu haben.

Die Umwege einer „Heldengeschichte“

Ausgerechnet die Frage nach dem „pädagogischen Sinn“ der scheinbar so gewalttätigen Anekdote ist es, an der sich das Rätsel um diese störrische

Geschichte lösen läßt⁵. In der Tat handelt es sich bei der „Rheingauer Kinderschlacht“ um eine kleine und ursprünglich pädagogisch hochgeschätzte Geschichte, eine „Heldengeschichte“ aus der Zeit der Aufklärung. Zuerst jedoch dachte niemand dabei an ein junges Publikum. Ursprünglich war es eine reine Nachricht für Erwachsene, eine Notiz für Zeitungsleser. Und damit sind wir schon mitten in einer ganzen Kette von Geschichten über die Wallufer Knaben, deren letzte Fassung freilich so jämmerlich zugerichtet wurde, daß ihr ursprünglicher Verfasser sich vermutlich über Jahre unglücklich im Grabe drehte. Während alle anderen Versionen verloren gingen, war es nur dieser letzten vergönnt, seit über einem Jahrhundert immer wieder abgedruckt zu werden und immer wieder das gleiche Kopfschütteln auszulösen. Sie ist, so könnte man sagen, wenn nicht eine böswillige, so doch eine bewußte Verfälschung, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand.

Versuchen wir also, dem seltsamen Schicksal der kleinen Episode und ihrem ursprünglichen Sinn auf die Spur zu kommen und den zerrissenen Faden wieder zu knüpfen. Dazu müssen wir uns in die ersten Jahre nach der Französischen Revolution versetzen. Seit 1789, seit dem Sturm auf die Bastille, hat es keine drei Jahre gedauert, bis sich die beiden Nachbarn, Frankreich und Deutschland, gegenseitig den Krieg erklären. Schon im September des Jahres 1792 attackieren die Deutschen ihre Nachbarn bei der Kanonade bei Valmy. Gleich darauf wendet sich aber das Kriegsglück. Im Oktober des gleichen Jahres stehen die Franzosen schon am Rhein und nehmen die Stadt Mainz ohne jeglichen Widerstand. Dort entsteht für kurze Zeit die erste freigewählte demokratische Regierung auf deutschem Boden, die „Mainzer Republik“. Doch fortan wird die Region zum „Kriegsschauplatz“, ein bisher unbekanntes Wort übrigens, das der alte Goethe in diesen Tagen auf einem Hügel oberhalb von Mainz erfunden haben soll.

Der Rheingau ist in stetigem Wechsel von französischen, preußischen, hessischen und österreichischen Truppen besetzt, die in ebenso stetigem Wechsel die Stadt Mainz belagern oder verteidigen. Das Land um die Stadt, auch der Rhein-

gau, ist Kriegsgebiet und Militärlager zugleich. Und das wird so bleiben bis in den Dezember des Jahres 1797 hinein, wenn die kaiserlichen Truppen Mainz verlassen und die Stadt wie das gesamte linke Rheinufer bis ins Jahr 1815 an Frankreich fällt.

Wie alle Gemeinden leiden auch die benachbarten Dörfer Nieder- und Oberwalluf unter der Knute des Militärs und werden bisweilen sogar von einem französischen „Bourgemestre“ namens Vazquain⁶ regiert. In schöner Einträchtigkeit bedienen sich Freund und Feind aus der Gemeindekasse, holen aus Küche, Keller und Stall, was selbst den Einwohnern nicht mehr zum Überleben reicht. Kinder und Erwachsene sterben unter Kanonen- und Gewehrkugeln, die über den Rhein abgefeuert werden, und im Februar 1793 muß gar die gesamte Bevölkerung flüchten, weil kein Haus mehr sicher ist.

Auch wenn nicht geschossen wird, ist das Leben im Dorf von den Soldaten bestimmt. Selbst die Knaben im Alter ab sechs Jahren sind seit 1794 in speziellen „Conscriptionslisten“ erfaßt⁷ und damit als Nachschub für die „Heimatverteidigung“ fest eingeplant. Am 27. Oktober 1795 überschwemmt gleich ein Heer von 1.500 Mann österreichischen Soldaten das Dorf und verlangt nach Unterkunft und Nachtmahl. Unter ihrem General, Prinz Hohenlohe-Ingelfingen wollen sie am nächsten Morgen auf das andere Rheinufer übersetzen, um bei Budenheim den Franzosen in den Rücken zu fallen, die gerade mal nicht im Besitz von Mainz sind, aber einen undurchdringlichen Belagerungsgürtel um die Stadt gelegt haben, um sie zurückzuerobern. Doch weil dieser Entlastungsschlag nicht richtig gelingen will, macht der kaiserliche Generalfeldmarschall und augenblickliche Herr der Stadt Mainz – mit dem schönen französischen Namen Klerfait – einen überraschenden Ausfall und treibt die Franzosen vor sich her bis tief ins Rheinhessische. Während er der Mann der Stunde ist, vom Kaiser gelobt, vom Mainzer Kurfürsten mit einem „Te Deum“ geehrt und von den Engländern mit einem goldenen Degen ausgezeichnet wird, halten sich die flüchtenden französischen Soldaten an den Rheinhessischen Bauern schadlos. Wer auch immer siegt, das Leid für die kleinen Leute hört nicht auf.

Die erste Version, eine Zeitungsnachricht

Das ist die Situation und das ist auch der Alltag der Kinder. Trotz dieser Wirrnis und all diesem Elend geht das Leben weiter. Im fernen Berlin jedenfalls, so melden die „Berlinischen Nachrichten“ am 23. Februar 1796, scheint der preußische König ganz andere Sorgen zu haben. Auf der Titelseite meldet die Zeitung als erste Nachricht, daß „se. königl. Majestät dem bisherigen Post-Direktor, Herrn Scheffer, wegen seiner vieljährigen, treuen und mit Beifall geleisteten Dienste“ den Titel eines „Oberpostdirektors zu konsertieren allergnädigst geruht“ haben. Doch dann – immer noch auf der ersten Seite – folgen unter der Rubrik „Vom Rheinstrom“ die üblichen Kriegsnachrichten. An diesem Tag kommen sie aus Mannheim, aus Saarbrücken und auch aus dem Rheingau. Und hier taucht sie plötzlich auf, die erste und wohl älteste Nachricht von der „Rheingauer Kinderschlacht“. Das Datum, das der Verfasser ihr voranstellt, läßt vermuten, daß sie aus kriegsbedingten Gründen verspätet in Berlin eintraf:

„Rheinstrom, vom 16. Dezember.

Im Rheingau hat sich ein sonderbarer Krieg in Miniatur aufgethan. Die Knaben von Niederwalluf führen förmlich Krieg mit den Knaben von Ober-Walluf. Da nun letztere immer den Kürzeren zogen, so nahmen sie jüngst heimlich ihren Eltern die Gewehre weg, schossen unter ihre Feinde, und verwundeten sechs derselben gefährlich. Itzt sucht die Obrigkeit dem Unfug ein Ende zu machen.“

Von einem „Unfug“ ist da also die Rede, in dem sich der Unfug eines Krieges spiegelt, der schon über Jahre währt und der auch für das Verhalten der Kinder nicht ohne Folgen bleiben konnte. In ihrer Welt sind es die Soldaten, die das Sagen haben, vor denen sich ihre Väter und Mütter ducken müssen. Militärs und Heerführer wie jener General Klerfait mit dem goldenen Degen sind die Helden und die starken Vorbilder.

Wie andere Zeitungsmeldungen wäre auch diese den Weg aller Zeitungen gegangen, vielleicht nach einem nachdenklichen oder auch bestürzten Kopfnicken des einen oder anderen Lesers. Aber jener Korrespondent der „Berlin-

schen Nachrichten“, der die Redaktion gewöhnlich mit Informationen „vom Rheinstrom“ versorgte, war offensichtlich ein hartnäckiger, ja nachgerade ein pedantischer Mensch. Nur wenige Tage später, genauer am 24. Februar 1796, liefert er dem Berliner Büro „wie bisher bei allen Aktionen, den umständlicheren Bericht“ nach, wie er einleitend vermerkt und damit an seine gewohnte Gründlichkeit erinnert.

Die zweite Version, ein Zeitungsartikel

Bei der Redaktion stößt der vergleichsweise ausführliche Text offensichtlich auf ein solches Interesse, daß sie ihn in der Ausgabe vom Donnerstag, dem 3. März 1796, auf der zweiten Seite und in voller Länge abdruckt. Hier haben wir die Urfassung jener Episode vor uns, die einmal als „Rheingauer Kinderschlacht“ in die Geschichte eingehen wird. Ihr Geheimnis sind einige Formulierungen und Wendungen, deren besonderer Charakter sich dem heutigen Leser nicht auf den ersten Blick erschließen. Aber damals hatten sie zumindest für einen der Leser gewissermaßen elektrisierende Wirkung, wie wir noch sehen werden. Doch lassen wir zunächst den Text der Urfassung sprechen, der – soweit nachprüfbar – seit fast zweihundert Jahren keinem Zeitungsleser mehr in dieser Form unter die Augen kam.

„Rheinstrom, vom 24. Februar

Von der neulich nur kürzlich berührten Knabenschlacht im Rheingau liefern wir heute (wie bisher bei allen Aktionen) den umständlichen Bericht nach.

Die Jugend, die alles nachahmt, hatte in jenem Lande, wo sie schon so lange an Krieg und Schlachten gewöhnt ist, auch auf diese ihre Industrie gerichtet, und sich im Kleinen oft nach Regeln der Taktik die Köpfe wund geschlagen. Dies war an mehrern Orten geschehen, aber das merkwürdigste Beispiel ereignete sich am Ende des abgewichenen Monats zwischen den Knaben von Ober- und Nieder-Walluf, zweier an einander liegender Oerter, die sich in Regimenter mit Offizieren und Generalen organisiert hatten, um Krieg mit einander zu führen.

Die vom ersteren Dorfe, zu schwach, um es mit der überlegenen Anzahl des letzteren im freien Felde aufnehmen zu können, legten zu ihrer Vertheidigung eine Verschanzung an, die zunächst an ihrem Dorfe erbaut, ihnen jedesmal einen sichern Zufluchtsort gewährte, so oft sie von der Uebermacht in die Flucht geschlagen wurden. Der Feldherr der Nieder-Walluffer aber, eines Scheeren-Schleifers-Sohn, *ein kühner Junge von 14 Jahren, durstig nach Ruhm und Thaten, und stolz auf die große Anzahl der nicht minder kühnen Jugend, die ihn zum Anführer gewählt hatte*, beschloß diesen Tag, den feindlichen Schlupfwinkel, in den sich die geschlagene Armee aufs neue verborgen hatte, sei er auch noch so fest, einmal für allemal mit stürmender Hand zu erobern.

Er sandte zu dem Ende dreimal nach einander einen Trompeter hinein, und ließ sie zur Übergabe auffordern. Dieser Entschluß brachte die schwache Anzahl der Belagerten zu einem *verzweifelten* Gedanken, den ihnen einige Vorübergehende eingeflößt hatten. Man war von beiden Seiten bis jetzt nur gewohnt, mit Steinen und hölzernen Säbeln zu fechten. *Doch, da wahrscheinlich unter diesen Knaben das Völkerrecht noch unbestimmt war*, so trugen letztere keine Bedenken, ein schreckliches Mittel zu ihrer Rettung zu wählen. Sie behielten alle 3 Trompeter gefangen zurück, und unter der Zeit liefen ihrer 12 bis 15 nach Hause, die Flinten ihrer Väter herbei zu holen, die gerade damals auf dem Felde abwesend waren.

Sie wurden geladen und so lange verborgen gehalten, bis die Tollkühnheit des feindlichen Feldherrn das Zeichen zum Sturm geben würde. Dieser, aufgebracht über das treulose Verfahren mit seinen Trompetern, beginnt mit stürmender Eile den Angriff. Aber in dem Augenblick, wo er den Verschanzungen sich näherte, schmetterte ein Hagel von Steinen, Schrot und Kugeln unter Krachen und Dampf gegen seine Kolonnen; mehrere fielen zu Boden, viele triefen leicht verwundet von Blut. *Der 14jährige Feldherr allein blieb sich gleich, ließ mit der größten Gegenwart des*

Geistes die Verwundeten zurückbringen, sammelte seine Mannschaft, und stürzte mit aller Wut auf die treulosen Buben in der Schanze los, die sich sogleich im Schrecken über ihren begangenen Fehler aus ihrem Schlupfwinkel durchs Dorf in den benachbarten Wald retirirten. Mit einem Theil seines Heeres ließ nun der Sieger die Flüchtlinge verfolgen, indessen er mit dem übrigen die Ausführung einer noch kühneren That beschloß.

Das ganze feindliche Dorf sollte in Schrecken und Contribution gesetzt werden. Man zog nach dem Hause des Schultheißen und ließ ihn durch Trompeter auffordern. Ein Steinhagel regnete überall, wo man sich widersetzen wollte. Doch ließ man sich endlich von den zahlreich herbei geeilten Männern, theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen hinlänglicher Genugthuung zum Rückzug bewegen.

So endigte sich dieser merkwürdige Knabenkrieg, der auf beiden Seiten viele leichte Hieb- und Contusionen, den Siegern aber das Unglück zuzog, daß sechs von ihnen von Schrot und Kugeln verwundet darnieder liegen; einem ist die Ferse abgeschossen, und ein anderer ist schwer in der Brust verletzt. Die Sache wurde von den Ortsobrigkeiten zu Protokoll genommen, um von den Richtern untersucht zu werden, damit man diejenigen bestrafe, die den Knaben diesen gefährlichen Entschluß eingeflößt haben.“

Die dritte Version, oder von der „Gegenwart des Geistes“

Auch diesem Zeitungsbericht wäre das übliche Schicksal nicht erspart geblieben, wäre er nicht auf den Schreibtisch des Johann George Rievethal (1754–1818) in Riga gelangt. Er ist Lehrer für die englische und französische Sprache und versucht wie viele seiner Kollegen die schmalen Einkünfte durch die Herausgabe von Lesebüchern und durch „Correspondenzen“ für eben diese Berliner Zeitung aufzubessern. Das lassen jedenfalls die Meldungen unter der Rubrik „Aus Riga“ vermuten, die mit steter Regelmäßigkeit dort abgedruckt sind.

Rievethal ist gerade zum „Conrektor“ an der Domschule von Riga aufgestiegen, an der wenige Jahre zuvor noch Johann Gottfried Herder (1744–1804) tätig war, bis ihn Goethe nach Weimar lockte. Der Schriftsteller und Lehrer ist vom neuen Geist der freiheitlichen amerikanischen Verfassung angesteckt und gepackt von den Idealen der Französischen Revolution. Gerade ist er dabei, den zweiten Band seines „Lukumon“ zusammenzustellen, der 1799 erscheinen wird. Es ist eine für die Aufklärungszeit typische Geschichtensammlungen „zur Belehrung und Unterhaltung“. Darin sammelt er „Nachrichten von ausserordentlichen Menschen in physischer und psychologischer Rücksicht, imgleichen Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunst-Geschichte, Länder- und Völkerkunde“, wie der Titel in hinreißender Vollständigkeit lautet. Erklärtes Ziel des Buches ist es, „Junge Leute auf die Dinge in der Welt aufmerksam zu machen, ihre Wissbegierde zu reizen, und ihren Verstand mit nützlichen Sachkenntnissen zu nähren“, wie der Autor im Vorwort zum ersten Band von 1796 schreibt.

Seine Leidenschaft sind Geschichten aus der Wirklichkeit, die das Zeug haben, den Leser klug und „aufgeklärt“ zu machen. Wahr sollen sie sein und nicht erfunden, denn mit erfundenen Geschichten, so weiß er, kann man alles beweisen. Wenn man seine Bearbeitungen mit seinen Quellen vergleicht, erweist sich Rievethal als außerordentlich seriöser und ernstzunehmender Bearbeiter. Nie fügt er den Geschichten eigens eine Moral an. Er will, daß sich der Leser sein Urteil selbständig bildet. Darauf vertraut er. Sein Prinzip ist die Ermutigung, und er zieht sie der moralischen Ermahnung allemal vor.

Neben naturwissenschaftlichen und historischen Stücken hegt Rievethal eine besondere Vorliebe für „Einfälle, die durch Originalität, Witz und Scharfsinn merkwürdig sind“. So jedenfalls ist wiederkehrend eines der umfangreichsten Kapitel in dem später dreibändigen „Lukumon“ überschrieben. „Witz“ bedeutet im barocken Denk- und Sprachgebrauch noch so viel wie Überschub an Geist und Geistesgegenwart. Schon im Titel für seine Sammlung zielt er auf eine neue Deutung des Begriffes „Adel“, eines Wortes, das für seine Zeitgenossen und Geistesverwandten

zugleich für Ungleichheit, Privilegien und Anmaßung steht. Rievethal plädiert für einen „neuen Adel des Geistes“, und mit dem geheimnisvollen Titel „Lukumon“ erinnert er an das hochentwickelte Volk der Etrurier, die ihre freigewählten Repräsentanten „Edle“ oder „Lucumonen“ nannten.

Einer der Begriffe, der in seinen Geschichten eine zentrale Rolle spielt, ist das Wort von der „Gegenwart des Geistes“. Gemeint ist jene, von den Aufklärern so geschätzte Fähigkeit des Menschen, die ihn trotz emotionaler Überwältigung in die Lage versetzt, die Relationen, das Verhältnis der unterschiedlichen Aspekte einer Situation, den Blick aufs Ganze, nicht aus den Augen zu verlieren. Vernunftgemäß zu handeln ist nicht gleichbedeutend mit Leidenschaftslosigkeit, so lautet die These. „Geistesgegenwart“ jedoch, selbst in der größten emotionalen Verstrickung, steht für jenen neuen, aufgeklärten und „innengeleiteten“ Menschen, der dem Charakter seiner Gattung gerecht wird, dessen Geist stets wach ist und dessen Wut beispielsweise nie zur „blinden Wut“ wird.

Genau dieser Begriff ist es wohl, der den damals 45jährigen Pädagogen aus Riga bei der Zeitungslektüre hat aufmerken lassen. Im Bericht über den Rheingauer Knabenkrieg findet er ihn an exponierter Stelle. Aber neben dem Wort von der „Gegenwart des Geistes“ stößt er auch auf andere Formulierungen, die seiner Überzeugung von den „angeborenen“ demokratischen Kompetenzen im einfachen Volke entsprechen. Er ist fest davon überzeugt, daß sie schon im jungen Menschen natürlich angelegt sind und nur auf ihre Entfaltung warten. Und genau dafür findet er Zeugnisse in diesem Zeitungsbericht. Da ist nämlich von einem jugendlichen Anführer die Rede, der „kühn“ und stolz ist aus ganz anderen Gründen als die Kriegsherren seiner Zeit. Diese sind es, weil sie ihr Amt „von Gottes“ oder „Kaisers Gnaden“ haben. Jener ist es, weil seine Kühnheit aus einem ganz besonderen, einem demokratischen Stolz gespeist wird. Er nämlich ist „stolz auf die große Anzahl der nicht minder kühnen Jugend, die ihn zum Anführer gewählt hatte“.

Weil er die „Nachrichten aus der Wirklichkeit“ nie zu glätten versucht, ihre Widersprüche

nicht zugunsten pädagogischer Eindeutigkeit unterschlägt, konzentriert Rievethal sich stets auf die hoffnungsvollen Ansätze, die sich in einer Geschichte verbergen, gewissermaßen den utopischen Anteil im Realen. Und so ist es dem Rigaer Lehrer auch sympathisch, daß der aufgeklärte Zeitungsschreiber sogar Verständnis für die Oberwallufer Knaben zeigt und eine Entschuldigung für sie bereithält. Die Tatsache, daß diese den „diplomatischen“ Status der Emissäre aus Niederwalluf nicht respektieren, sondern deren Trompeter gefangennehmen und ihre vergleichsweise unbewaffneten Gegner schließlich gar mit echten Gewehren überraschen, führt der Berichtersteller darauf zurück, daß „wahrscheinlich unter diesen Knaben das Völkerrecht noch unbestimmt war“. Auch hier zeigt er sich dem Autor Rievethal geistesverwandt. Er lenkt den Blick von der fraglos gewalttätigen Szene auf die Lernfähigkeit der Knaben, die noch während des Gefechtes die Tat bereuen und sich „in Schrecken über ihren begangenen Fehler“ zurückziehen. Ohnedies waren es „einige Vorübergehende“, die ihnen diesen „verzweifelten Gedanken eingefloßt“ hatten, wie es im Text heißt.

Auf einen kurzen Nenner gebracht: Rievethal nimmt die Geschichte in seine Sammlung auf, weil sie in seinen Augen *optimistische* Züge trägt. Da gibt es zwei benachbarte Gemeinden, die – wie tausend andere auch – seit Generationen miteinander im Streit liegen. Abneigung und Feindseligkeit unter den Erwachsenen sind den Kindern schon mit der Muttermilch eingegangen. Und während um sie her ein wirklicher Krieg zwischen „Erbfeinden“ tobt, führen sie mit stillschweigendem oder offenem Einverständnis der Alten zwischen ihren Dörfern gewissermaßen Krieg in Stellvertretung. Dabei ahmen sie vor allem jene nach, die augenscheinlich die Starken und die Helden sind, die Soldaten und Heerführer.

Und doch ist etwas anders. Einer ihrer Führer ist demokratisch gewählt. Er ist „geistesgegenwärtig“ und nicht blind vor Wut, bei ihm hat die Rettung und Versorgung der Verwundeten Vorrang. Und auf der Gegenseite? Auch da ist etwas anders als im Krieg der Erwachsenen. Die Verteidiger sind „erschreckt über ihren begangenen Fehler“,

und das, obwohl ihnen das neue „Völkerrecht“ noch unbekannt ist. Ein „Recht“ übrigens, das unter den Völkern noch ganz und gar nicht zum Standard gehörte.

Also doch eher ein erhellendes Lehrbeispiel für erwachsene Leser? Der Journalist „Vom Rheinstrom“ hatte dies vermutlich im Sinn. Aber Rievethal traut es auch seinen jugendlichen Lesern zu, die er für klug und wach genug hält, die feinverpackte Nachricht entschlüsseln zu können.

In Rievethals Augen gibt die Geschichte der Hoffnung Raum, daß Kinder – auch wenn sie von einer Welt der Gewalt umstellt sind – sehr wohl in der Lage sind, Format und „Geistesgegenwart“ zu entwickeln, daß sie fähig sind, die Nachahmung von Gewalttätigkeit und Gesetzlosigkeit, die sie in der Welt der Erwachsenen sehen, als Irrweg zu erkennen. Deshalb plaziert er die Episode an einer exponiert politischen Stelle seines Buchs. Er stellt sie zwischen eine Geschichte über den Tod Gustav Adolfs und eine Episode, in der die Fortschrittlichkeit des englischen Schwurgerichtsprozesses dargestellt wird, einer Rechtspraxis, von der man in Deutschland noch ein halbes Jahrhundert entfernt ist. Hauptthema all dieser Geschichten ist immer wieder die „Gegenwart des Geistes“.

Gerade weil er diese Geschichte so vorfindet, wie sie ist und nicht allein aus Respekt vor seiner Quelle, nimmt er sie in sein Buch nahezu unverändert auf. Der Untertitel, „Eine Scene aus dem letzten Kriege“, ist der einzige diskrete Deutungshinweis. Wo der Schlußsatz seiner Quelle von einer möglichen „Untersuchung“ spricht, geht er davon aus, daß sie auch wirklich stattgefunden hat. Doch ein solches aktenmäßiges Verfahren hat sich bisher nicht nachweisen lassen und ist wegen der Kriegsumstände vermutlich auch nicht durchgeführt worden. Weil der Zeitungsartikel unter dem 24. Februar 1796 datiert ist, und wohl in Unkenntnis der kurzen Notiz vom 16. Dezember 1795, deutet Rievethal die Wendung „am Ende des abgewichenen Monats“, als den Januar des gleichen Jahres. Fortan gilt sein Buch als die Quelle für die „Rheingauer Kinderschlacht von 1796“, die allerdings schon im Vorjahr stattgefunden hat.

Die vierte Version oder von der „Geistesgegenwart“ zum Geist des Untertanen

Kaum fünfzig Jahre später, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, haben sich die Verhältnisse und der Zeitgeist nachhaltig gewandelt. Nach den Napoleonischen Kriegen und der Revolution von 1848 hat die Restauration das Wort. Neben nationalen Gefühlswallungen und der zweiten Welle der Rheinromantik herrscht ein abgründiger pädagogischer Pessimismus. Kinder sind von Natur aus wilde und zur Schlechtigkeit neigende Kreaturen, die mit allen Mitteln erzogen, also gezähmt werden müssen. Und dazu verwendet man vor allem den Rohrstock und moralische Geschichten.

Im Jahre 1857 machen sich einige Lehrer und Pfarrer im Großvateralter daran, erneut eine Geschichtensammlung zur „Belehrung der Jugend“ herauszubringen, der sie den bezeichnenden Titel „Des Knaben Lust und Lehre“ geben. Einem der Autoren fällt das schon damals selten gewordene „Lukumon“ in die Hände. Christian Heinrich Zimmermann aus Ilmenau macht sich daran, die Rievethalsche Vorlage von der „Rheingauer Kinderschlacht“ ganz im Sinne des neuen Zeitgeistes zu bearbeiten. Dabei wird er mit dem Geist der Geschichte so gründlich aufräumen, daß nur noch das Gerippe übrig bleibt.

Vergleicht man einige seiner Beiträge mit dem jeweiligen Original, liegt das Prinzip seiner Bearbeitung sehr schnell offen. Wo die Vorlage lakonisch, sachlich erzählt, erfährt der Zimmermannsche Text durch gefühlsbetonte Wortwahl eine künstliche dramatische Aufladung. Im Falle der „Rheingauer Kinderschlacht“ wird aus einem „Heer“ der Knaben jetzt ein „wilder Heereshaufen“ oder ein „wütender Haufen“, aus dem Ende „dieser merkwürdigen Knabenexpedition“ werden „die traurigsten Folgen dieser Verirrung“. Aus der „Sache“ wird „der tragische Vorfall“ und aus einer Bestrafung wird eine „harte“ Bestrafung und so fort.

Das zweite Charakteristikum der Zimmermannschen Bearbeitung hat für den Geist der Vorlage weit schwerwiegendere Folgen. Mit traumwandlerischer Sicherheit unterschlägt er all jene Schlüsselsätze, die Rievethals Neugier bei der ersten Lektüre des Zeitungsberichtes geweckt hat-

ten. All das, was ihn bewogen hatte, diese Geschichte an exponierter Stelle in sein „Lukumon“ aufzunehmen, wird ausgemerzt.

Der Niederwallufer bleibt zwar noch „kühn“. Da aber die feinsinnige Begründung fehlt, gerät der Anführer jetzt zum affektgeladenen Wüterich, zum Barbaren. Zusammen mit den anderen gravierenden Auslassungen rückt Zimmermann nicht nur die Kinder in schlechteres Licht. Sein Ziel ist eine Art volkspädagogischer Rundumschlag, der auch die Erwachsenen treffen soll. Nach der Originalversion konnten sich die Oberwallufer Kinder die Flinten ihrer Väter beschaffen, weil „die gerade damals auf dem Felde abwesend waren“. Bei Zimmermann sind die Väter ohne jegliche Begründung „abwesend“. Auf dem Hintergrund der nun herrschenden Erziehungsvorstellungen sehen sie sich jetzt dem Vorwurf ausgesetzt, ihre Kinder nicht unter gehöriger Kontrolle zu haben. Nicht die Wirklichkeit bäuerlichen Lebens in schwierigen Kriegszuständen ist für den Bearbeiter von Interesse, sondern eine moraltaugliche Konstellation der Geschichte.

Zimmermann hat kein wirkliches Interesse an den Personen und am historischen Zusammenhang. Ziel seiner Geschichte ist die große Bestrafungsaktion am Ende, die alle trifft. Wo Rievethal die Geschichte sachlich ausklingen läßt, kommt bei Zimmermann die „Moral von der Geschichte“. Nur ihretwegen wird sie erzählt. Sie berichtet jetzt nicht mehr von geistiger Wachheit und moralischer Sensibilität junger Menschen mitten im Krieg. Ihr geht es allein darum, am Beispiel ungezogener Knaben und leichtfertiger Eltern zu demonstrieren, wie dringlich es ist, daß die Obrigkeit das einfache und ungebildete Volk immer wieder zur Ordnung ruft: „Der *tragische* Vorfall wurde von der Obrigkeit zur Anzeige gebracht, von den Richtern *streng* untersucht und *hart* bestraft. *Besonders mußten die Erwachsenen*, welche den Ober-Wallufern jenen gefährlichen Gedanken eingeflößt hatten, sich mit dem Feuer-gewehr zu vertheidigen, *schwer büßen*“.

Wenn die Moral wie ein Fallbeil funktioniert

Zimmermanns liebste Tugenden sind die Tugenden des Untertans, Ordnung und Gehorsam. „Gei-

stesgegenwart“ und „Witz“ müssen ihm als Dreistigkeit erscheinen. Also entfernt er all die changierenden Teile der Erzählung, welche die Bildung eines voreiligen, eines zu schnellen Urteils verhindern oder zumindest irritieren wollten. Er räumt all die gezielt und subtil ausgelegten Stolpersteine aus dem Weg, die zu genauem Hinhören und Hinsehen herausfordern. Um die nötige psychologische Fallhöhe zu erreichen, um die Wucht seiner Geschichte zu vergrößern, damit sie den Leser unzweifelhaft auf die vorherbestimmte Bahn seines Urteils lenke, heizt er an, steigert die Dramatik und unterschlägt alles, was dabei auch nur im geringsten stören könnte. Er ist nicht an Erkenntnis interessiert, ihn interessiert die Verurteilung.

Damit hat sich nicht nur der Inhalt, sondern auch die literarische Qualität des Textes fundamental verändert. Walter Benjamin⁸ nennt beispielsweise als zentrales Kennzeichen einer guten Erzählung, daß sie nicht einfach „etwas“ oder „jemanden“ dem Leser „näher“ bringt, sondern „in einen gewissen Abstand“. Sie schafft damit einen Raum zwischen dem Erzählten und dem Leser, in dem dieser das Maß seiner Annäherung jeweils selbst und jeweils neu bestimmen kann. Diese Mischung von Bestimmtem und Unbestimmtem, von Sich-selbst-Erklärendem und Frag-würdigem ist es, die dem Leser in der Berührungszone von Bewußtheit und Unbewußtheit⁹ eigene Wahrnehmungen zugesteht.

Die Kunst der poetischen „Vieldeutigkeit“ ist es, durch die eine Erzählung mit jenem Potential ausgestattet wird, das dem Leser im Lauf der sich wandelnden Zeiten immer wieder und auch immer neue Entdeckungen möglich macht. Zimmermanns Variante jedoch ist tödlich eindeutig. Im Gegensatz zu ihrer Vorlage ist sie unzugänglich geworden. Ihre Eindimensionalität kommt nicht allein aus der Eindimensionalität ihrer Erziehungsmoral, nicht nur aus den Unterschlagungen, aus den sentimental sprachlichen Verfälschungen. Sie entsteht vor allem aus der dem Leser aufgezwungenen Nähe, die keine persönliche Aneignung mehr zuläßt.

Rievethal war von dem wachen Geist jenes anonym gebliebenen Journalisten „vom Rhein-strom“ fasziniert, weil dieser dem Ereignis trotz aller Gewalttätigkeit einen Funken von Hoffnung,

eine Ermutigung zu entlocken vermochte. Weil er seiner Geschichte eine tiefere Ebene einzog, wurden die erregten Kinder von damals über alle Zeiten hinweg zu lebendigen Menschen, an die sich Hoffnung auf Veränderung, auf Besserung knüpft.

Ohne diesen „Geist“ erscheint die Variante Zimmermanns nur mehr als tote Kulisse zu einem Stück, das nicht mehr gespielt wird. Ohne wirkliches Interesse an den Protagonisten seiner Geschichte macht er den vergeblichen Versuch, mit der Gewalt vor der Gewalt zu warnen. Aber seine Geschichte bleibt stumm, weil sie, wie andere Geschichten von „Kinder-Kriegen“, die bisweilen weitaus gewaltsamer waren, neben der Gewalttätigkeit des Ereignisses der Konstellation der beteiligten Personen nichts Erhellendes abzugewinnen vermag. Solche Geschichten widerstehen der Erinnerung und verfallen in der Regel dem Vergessen, weil sie „dem Leser keinen Rat wissen“, wie Walter Benjamin sagt.

Als Beispiel sei jene „Kinderschlacht von Rödert“ angeführt – einem Weiler bei Miehlen, zwischen Wisper und Lahn gelegen – die in den gleichen Tagen niedergeschrieben wurde wie unsere Urfassung. Sie erschien am 7. März 1796 in der „Privilegirten Mainzer Zeitung“ und ist als historische Begebenheit vermutlich ebenso real wie der „Wallufer Knabenkrieg“:

„Rödert, ohnweit Singhofen, vom 18. Febr. In unseren Gegenden herrschen schon seit langer Zeit zwischen den Knaben beständige Kriegsspiele, wobei es schon oft blutige Köpfe absetzte. Am 18. Febr. aber sich ein Unglück zutrug, welches zur Warnung des ganzen Publikums bekannt gemacht zu werden verdient:

Die Knaben zu Rödert und Bettendorf, welche sich seit einigen Wochen beständig und oft blutrünstig herumschlugen, trotz dem Verbot ihrer Eltern und Vorgesetzten, versammelten sich an genanntem Tage an den beiden Ufern des kleinen Fließchens Wisper, wo sie beständig aufeinander schimpften, und mit Steinen warfen. An der Brücke, wo die Mühlbach an die Wisper fällt, hatten sie ordentlich ihre Posten ausgestellt, und wurden auf dieser Brücke, als die eine Parthie herüber wollte, handgemein.

Das Gedränge aber ward nun hier so groß, daß das Brückengeländer ausbrach, wodurch etliche 20 dieser unglücklichen Kinder herabfielen, wovon wirklich 7 ertranken, und die übrigen so beschädigt wurden, daß sie, von denen noch 2 nachher gestorben, in den Händen des Wundarztes sind.“

Auch dieser Geschichte fehlt es an allem, was wirkliche Neugier befriedigen könnte. Von „Geistesgegenwart“ nicht die Spur. Blind auf das gewalttätige Ereignis fixiert, bleiben die handelnden Personen im Dunkeln. Auch diese Geschichte hält dem Leser die Moral entgegen wie ein stumpf gewordenes Fallbeil. Weil ihr jeglicher „Witz“ fehlt, weil sie an keiner Stelle über das blanke Geschehen hinausweist, löst sie das gleiche verständnislose Schulterzucken aus, wie das die Zimmermannsche Variante der „Rheingauer Kinderschlacht“ heute noch tut. Aus diesem Grund wird man die „Kinderschlacht von Rödert“ in einer Chronik von Miehlen oder in einer Anekdotensammlung der Region vergebens suchen. Für die Überlieferungsgeschichte des „Rheingauer Knabenkrieges“ bleibt zu hoffen, daß die Version des hellwachen Journalisten „vom Rheinstrom“ wieder in Umlauf kommt. Denn seine Version hat an Aktualität nichts verloren, wie ein Blick auf die Situation im ehemaligen Jugoslawien oder auf die Masse des für Kinder veranstalteten Fernsehprogramms hierzulande zeigt.

Anmerkungen

¹ Colin Ward, *Das Kind in der Stadt*, Frankfurt 1978

² Johann George Ri(e)vethal, *Lukumon oder Nachrichten von außerordentlichen Menschen in physischer und psychologischer Rücksicht imgleichen Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunst-Geschichte, Länder- und Völkerkunde zur Belehrung und Unterhaltung*, 3 Bde., Riga/Leipzig 1796–1802

³ Otto E. Fink, *Damals im Rheingau*, Wiesbaden o. J., S. 142; auch in: *Niederwalluf 770–1970, Beiträge zur Ortsgeschichte*, Niederwalluf, 1970, S. 145

⁴ *Des Knaben Lust und Lehre. Blätter zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben im Alter von 10 bis 16 Jahren*, 2 Bde., Glogau 1857/58

⁵ Elmar M. Lorey, *Die Rheingauer Kinderschlacht von 1795. Über eine Wallufer Episode aus der Franzosenzeit und ihre bisher unbekannt Urfassung*, Privatdruck, Walluf 1991

⁶ Wallufer Heimatarchiv, 629/1794

⁷ ebd. 613/1794

⁸ Walter Benjamin, *Illuminationen*, Frankfurt 1969, S. 409 ff

⁹ Alexander Mitscherlich, *Gesammelte Schriften*, Bd. VIII, S. 102

Buchbesprechungen

Paul Claus: Marienbilder der Gotik im Rheingau. Bearbeitung: Paul Claus, Hans-Jürgen Imiela, Wolfgang Riedel. Druck: Georg Aug. Walter's Druckerei & Verlag GmbH, Eltville. 1995. 110 S., zahlr. Taf., davon 33 in Farbe. ISBN 3-921865-06-9. Preis: 29,80 DM.

Es ist eigentlich nicht verwunderlich, daß im Laufe der Jahrhunderte im Rheingau beachtenswerte Kunstwerke geschaffen wurden, handelt es sich doch um eine von der Natur bevorzugte Landschaft, in der das Volk dank überlieferter Privilegien in Freiheit leben konnte. Hierin liegt die Wurzel für einen gewissen Wohlstand, der es ermöglichte, stattliche Gotteshäuser zu errichten und auszuschnücken.

Das nun von Professor Dr. Claus, Geisenheim, vorgelegte Werk erschließt einen bedeutsamen Sektor: die Marienbilder der Gotik. Die hier in Frage kommende Zeitspanne erstreckt sich vom frühen 14. Jahrhundert bis um 1530. Die meisterhaften Fotoaufnahmen erfassen Skulpturen aus Holz (39) und aus Stein (15), ferner Figuren aus Terrakotta (6) und Alabaster (1). Vereinzelt gibt es Belege für Wandmalerei (2), textile Kunst (2), Glasmalerei (2), Tafelmalerei (3) und Miniatur (2). Die folgenden Ausführungsarten erscheinen jeweils einmal: vergoldete Silberschmiedearbeit, Konventssiegel aus Messing. Die Farbtafeln geben die milde Wärme des Kolorits trefflich wieder.

Beginnend mit der Frühzeit und der Entfaltung der Marienverehrung in Ost und West geht Professor Dr. Hans-Jürgen Imiela, Mainz, auf Marienbilder im Rheingau kenntnisreich ein. Die Hinführung zur Thematik gewährt klärende Einblicke in eine weite Kulturlandschaft und erleichtert den Zugang zu den Marienbildern. Der Kunsthistoriker beläßt eine Reihe von Schöpfungen bewußt ohne Erläuterung, da sie durch Gestaltung und Haltung, Gestik, Anmut und Würde überzeugen. In allen Werken spiegelt sich die Zeit ihrer Entstehung, darüber hinaus auch Zeitloses. Die Umschlagseite b ist nicht vakant. Auf ihr – wie auf dem nachgesetzten Schutzblatt – steht ein lateinischer Text, dessen ausgemalte Initiale (P) sich auf die Geburt Christi bezieht. Mehrere Marienbilder die einst zum Kunstschatz des Rheingaus zählten, lassen sich heute nur noch anderwärts in Augenschein nehmen: etwa in Hamburg, Berlin

und Paris. Im vorliegenden Bildband sind sie enthalten. Ein Marienbildnis im Musée du Louvre ist vielfach als La belle Alsacienne (S. 40) bekannt, obgleich die Herkunft aus dem ehemaligen Zisterzienserkloster Eberbach schon längst geklärt werden konnte.

Nur von wenigen Künstlern der Bilderfolge ist der Name gesichert, so von Peter Schro und Hans Backoffen. Ein Künstler gibt sich lediglich durch die Initialen „W.B.“ zu erkennen, manche erhielten Notnamen: „Meister mit dem Brustlatz“, „Meister der Hallgartener Madonna“, „Meister der Lorcher Kreuztragung“. Genannt werden u. a. die Werkstatt des Frankfurter Dombaumeisters Madern Gerthener und die Schule des Tilman Riemenschneider, Würzburg. Diese Hinweise lassen sich leicht aus den Angaben herausfiltern, die Wolfgang Riedel, Hattenheim, den einzelnen Bildern anfügte.

Auch an der Schwelle des 21. Jahrhunderts ist die Marienverehrung lebendig. Allein für Westeuropa gibt es genügend Beispiele, daß viele Menschen in ihren Anliegen bei der „mater misericordiae“ (Mutter der Barmherzigkeit) Zuflucht suchen. Angemerkt sei, daß bei Hildegard von Bingen die Barmherzigkeit als Heilmittel gilt. Das Gnadenbild von Marienthal, aus dem frühen 14. Jahrhundert (S. 35), besuchen Jahr für Jahr Tausende Pilger. Das ehrwürdige Vesperbild zeigt die Gottesmutter, die im Wissen um das Heilsgeschehen ihren Blick über das Leid erhebt. Am Ende des Buches ist ein aus dem 15. Jahrhundert stammendes Pergamentblatt reproduziert, dessen tiefsinniger Text Dr. h. c. Josef Staab in die hochdeutsche Sprache übersetzt hat. Die darin ausgesprochene Bitte ist auch für unsere Tage von Bedeutung:

„Daß uns nicht verletze des Teufels Zwang, hilf uns Maria zu aller Zeit“.

Die klare Wiedergabe von Text und Bildfolge wie auch Design, Fadenheftung und fester Einband sind Merkmale, die dem Werk schon äußerlich das Gepräge des Gediegenen geben. Aus gutem Grund darf man Professor Claus und alle, die zum Gelingen dieser Veröffentlichung beigetragen haben, beglückwünschen – auch die Leserinnen und Leser, die sich zum Kauf des Buches entschließen.

Werner Lauter

Baumann, Hans Joachim: Die Seyberths – Bilder zur Geschichte einer nassauischen Familie. 151 S., 21,5x28,5 cm. Herausgeber: Wolfgang Seyberth, Wiesbaden. Druck: Brönners Druckerei Breitenstein GmbH, Frankfurt. 1989.

Im März des Jahres 1989 erschien ein neues Buch, in dessen Lektüre sich jeder, der sich für die Geschichte unserer engeren Heimat, des Rheingau-Taunus-Kreises und des alten Nassau interessiert, einmal vertiefen sollte. Das Buch trägt den Titel „Die Seyberths“, Bilder zur Geschichte einer Nassauischen Familie. Es erschien aus Anlaß des 125jährigen Bestehens der „Adler-Apotheke“ in Wiesbaden, die sich im Besitz der Familie Seyberth befindet. Autor dieses Buches ist unser Rheingauer Mitbürger, der in Hattenheim wohnhafte Hans Joachim Baumann. Baumann ist im Rheingau und seiner näheren Umgebung kein Unbekannter, hat er sich doch hier als Pädagoge und langjähriger Schulleiter des Rheingaugymnasiums einen Namen gemacht. 1916 in Kleve (Rheinland) geboren, hatte er unmittelbar nach dem Kriege die Volksschule in Espenschied geleitet, war später Studienassessor an der Sankt-Ursula-Schule in Geisenheim gewesen und war zwischen 1949 und 1957 Studienrat am Humanistischen und Realgymnasium in Wiesbaden. Nach vorübergehender Tätigkeit an der „Deutschen Schule“ in Concepcion (Chile) kehrte der Pädagoge 1962 nach Wiesbaden zurück und wurde als Oberstudienrat Studienleiter an der Diltheyschule. 1969 übernahm Baumann als Oberstudiendirektor die Leitung des Rheingaugymnasiums in Geisenheim. Unter seiner Ägide, die bis 1980 währte, war der erste Bauabschnitt des Schulzentrums Geisenheim errichtet worden, die Oberstufenreform erfolgt und ein gymnasialer Zweig im Schulzentrum Eltville entstanden. Baumann befaßt sich in seiner freien Zeit hauptsächlich mit unserer jüngeren Geschichte. Daß gerade er das Buch über die Apothekerfamilie Seyberth verfaßt hat, liegt darin begründet, daß der derzeitige Apothekeninhaber Wolfgang Seyberth, ein ehemaliger Schüler Baumanns, ihn mit dieser ehrenvollen und arbeitsreichen Aufgabe betraut hat. In über zweijähriger Tätigkeit hat Baumann in Archiven, Dokumenten, Familienpapieren und Photoalben recherchiert. Heraus kam dabei ein Buch, das nach den Worten des Autors „sicherlich mehr als von lokaler Bedeutung ist, da es den Rahmen üblicher Jubiläumsschriften sprengt“. In der Tat erhält der Leser in diesem Buch nicht nur Einblicke in das Privatleben der Apothekerfamilie Seyberth, sondern darüber hinaus in die Geschichte der

Gebiete um Idstein, des Rheingaus, Wiesbadens und des Nassauer Raumes. Zudem versteht es Baumann in hervorragender Weise, Zeitgeschichte und Zeitgeist mit der Familiengeschichte der Seyberths in Einklang zu bringen. Die Ahnen der Seyberths kamen aus Walsdorf und Esch bei Idstein. Die Geschichte dieser Ortschaften ist nachweislich seit 1604 eng mit der Familiengeschichte der Seyberths verbunden. Zu ihrem Besitz gehörten einst die Kloster- oder Morchermühle in Walsdorf, ein großer Gutshof in Esch sowie die dortige Gastwirtschaft „Zum grünen Baum“, in welcher Herzog Adolph von Nassau gerne einkehrte. Spannend ist hierbei u. a. die Schilderung der Lebensgeschichte des Walsdorfer Hans Jacob Seyberth, der sich vom Barbiergesellen bis zum Regiments- und Leibarzt des schwedischen Königs Karl XII. emporarbeitete. Aber auch zahlreiche Einblicke in die Geschichte des Rheingaus gewährt uns das Buch. So erfahren wir, daß Ludwig Heinrich Seyberth, der von 1872 bis 1893 königlich preußischer Landrat in Biedenkopf war, im Jahre 1866 als Amtswalter in Rüdesheim fungierte. Wir erfahren etwas über den Idsteiner Arzt Dr. Philipp Conrad Lehr, der in Hattenheim seine Praxis ausübte. Ganz besonders ausführlich sind die Einblicke in die Familiengeschichte der mit den Seyberths verwandten Apothekerfamilie Lade. Der Bruder des Apothekers Friedrich August Lade (1783–1866) gründete als Weingutsbesitzer und Weingroßhändler den Geisenheimer Familienzweig. Er war der Vater des Freiherrn Heinrich von Lade, der seit 1861 in Geisenheim lebte und Erbauer des Schlößchens Monrepos war. Ihm verdankt Geisenheim seine weltberühmte Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau. – Diese wenigen Beispiele zeigen, wie umfassend dieses Buch ist und wie es weit über die Familiengeschichte der Seyberths hinaus unsere Heimat- und Landesgeschichte berücksichtigt. Durch Abbildung zahlreicher Dokumente und Photos ist der Text aufgelockert, gut gekennzeichnete Quellen untermauern die Darstellung.

Kurzum, das Buch ist ein gelungener Wurf, zu dem man dem Autor Hans Joachim Baumann nur gratulieren kann. Die Forderung, die Baumann als Chronist an sich selbst gestellt hat, „die Urbilder der Familie Seyberth in die Historie einzuordnen, dem Leser näher zu bringen und durch Dokumente zu belegen“, hat er spannend und informativ in die Tat umgesetzt. Darum hat es das Buch verdient, eine weite Verbreitung in unserer Heimat zu finden.

Norbert Brühl

[Dahinter steckt immer ein kluger Kopf.]

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Herausgegeben von Jürgen Jeske, Hugo Müller-Vogg, Günther Nonnenmacher, Johann Georg Reilmüller, Frank Schirmmayer

Der Bund will im kommenden Haushaltsjahr weniger Geld ausgeben

Kürzungen bei der Arbeit

ZEITUNG

FÜR

DEUTSCHLAND.

[Zwei Wochen kostenlos 0180-2-5252.]

SPD und Grüne legen Koalitionsvertrag

Weiterhin Streit um Garzweiler II / CDU: Bewältigt Irreführung der Öffentlichkeit

II. DÜSSELDORF, 3. Juli SPD und Bündnis 90/Die Grünen haben am Montag ihren Koalitionsvertrag unterschiedlich ausgelegt. Während die SPD darauf beharrte, daß der Braunkohle-Tagebau Garzweiler II durch die rot-grüne Vereinbarung nicht gefährdet werde, gaben die Grünen sich zuversichtlich, daß das Vorhaben nicht verwirklicht werde. Der SPD-Landesvorsitzende Rau verwies in einem Rundfunkgespräch darauf, daß die Rechtsgültigkeit der Genehmigung des Braunkohleplans von dem Koalitionsvertrag nicht berührt werde. Er rechne damit, daß mit der Kohleförderung planmäßig im Jahr 2006 begonnen werde. Auch der SPD-Fraktionsvorsitzende Matthiesen versicherte, der Kompromiß, auf den sich die Koalition geeinigt habe, rütele nicht an Garzweiler II, das Vorhaben werde nicht dadurch in Frage gestellt, daß die Grünen den Koalitionsvertrag anders interpretierten als die SPD.

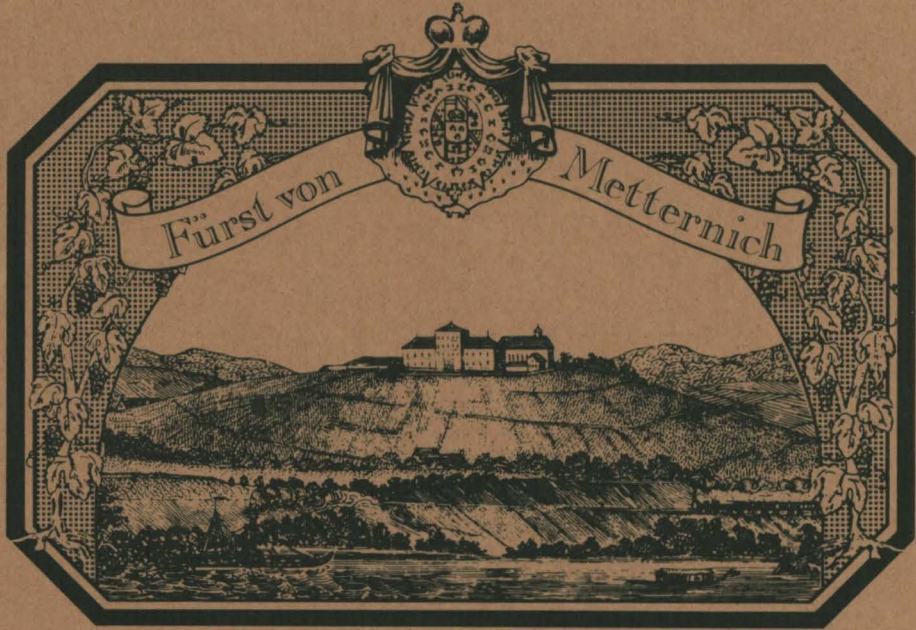
in einem Rundfunkgespräch, sie rechnete damit, daß die Entscheidung für das Vorhaben in den kommenden Jahren nicht würde. Der Aufschub für die Umweltaugaben und auch andere Vereinbarungen im Koalitionsvertrag offen ein „Zerwürfenes“ Frau Höhn betraufte die Koalition, daß sie damit rechne, daß sich die „Arbeitsbedingungen“ so ändern, daß das Unternehmen Rheinbraun selbst an dem Vorhaben nicht mehr festhalten würde. Sie nannte als mögliche Änderung die Einführung einer Kohlendioxid-Steuer im Bund oder eine Primärenergiesteuer. Auch die SPD zeigte sich am Montag über Garzweiler II gespalten; der stellvertretende Landesvorsitzende Zöpel sagte in einem Rundfunkgespräch, Garzweiler II sei „ein Projekt, das nicht mehr in unsere Zeit paßt“.

Die CDU warf ihren Koalitionspartnern vor, die Öffentlichkeit bewußt in die Irre zu führen. Welche Qualität der Koalitionsvertrag habe, zeige sich, daß schon am Tag nach der Billigung durch die

Fraktion, welche Bundespräsidentenwahl, nicht, daß das Gebot, das Christen verbietet, „Deutscher Bundestag“ genannt. Der Fraktionsvorsitzende der CSU, Schäuble, möchte es „Reichstags“, der stellvertretende Vorsitzende Thiere „Bundesversammlung“ und der FDP-Fraktionsvorsitzende Solms „Reichstag“. Merkwürdig hatte es in der „alten“ Bundesversammlung keine Berührungsscheu zwischen dem Bundestag und Reichstag gegeben. Wiedervereinigung ist manchmal alten Namen unwohl. Wiedervereinigung ist „Vergangenheit“.

Der Naturschutzbund (NABU) sprach von einem „faulen Kompromiß“ der rot-grünen Koalition bei Garzweiler II; ein Aufschub bedeute weitere Unklarheit für die Menschen; die in dem geplanten Abbaugebiet lebten. Der Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) warf den Grünen einen „umweltpolitischen Sündenfall“ vor. Anders, als es die Grünen behaupteten, hätten sie mit dem Koalitionsvertrag Garzweiler II „de facto“ zugestimmt. Am Zeitplan zum Aufschluß des Tagebaus ändere sich nichts. (Fortsetzung Seite 2, siehe Seite 8.)

Eine seltsame Grap Nordrhein-Westfalen SPD und Bündnis 90/ auf eine Koalition ges Sozialdemokraten sag grünen Koalitionsver ihre Handschrift. Di sprechen dieser Ein für sie ist entscheid es mit einem treffe drücken – die Deu die Handschrift hat die Grünen auf ihr keit. Ein Vorree Schriftkundigen si leisten inständige si Braunkohle-Tageb Das Unterlangen tern, versichert Rau; es werde s



Fürst von Metternich-Winneburg'sche Domäne
Schloss Johannisberg

**RIESLINGWEINE
VON FEINSTER RHEINGAU-ART**

Schloss Johannisberger Weingüterverwaltung, 65366 Geisenheim-Johannisberg
Fürst von Metternich-Winneburg'sche Domäne, Schloss Johannisberg
Telefon (067 22) 700 90, Telefax (067 22) 7009 33